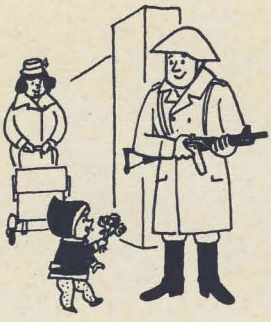
Magazin des Soldaten HEFT 3 • MÄRZ 1965 • PREIS MDN 1,–

ARMEE Rundschau

MEIN WACHVERGEHEN

Ausgerechnet am 1. März habe ich ein Wachvergehen begangen. Aber urteilen Sie, ob Sie in meiner Situation anders gehandelt hätten.

Ich stand Ehrenposten. Ehrlich gesagt, sehr guter Laune war ich nicht. So ein Pech, mußte ich ausgerechnet am Tag der Volksarmee drankommen? Vor mir lag die menschenleere Straße, die zur Stadt führt. Ab und zu fuhr mal ein Auto vorüber, seltener schon ein Radfahrer, aber die Fußgänger schienen heute gar kein Interesse zu haben, diese Straße zu benutzen. Ich sah unauffällig auf die Uhr. Nur mühsam schleppte sich der Sekundenzeiger über das Zifferblatt – fast 30 Minuten noch bis zur Ablösung. Doch gerade, als ich wieder einmal in Richtung Stadt blickte, näherte sich von dort eine Frau mit Kinderwagen. Ich erkannte ein kleines Mädchen, das seinen Wagen vor sich herschob, geführt von der kräftigen Hand der Oma. Langsam, fast behutsam lief es auf seinen unsicheren Füßen, gestützt auf den Wagen, den es schob.



Vignette: Parschau

Genau vor unserem Kasernentor blieb das Gefährt stehen. Das Kind guckte mich lange und ernsthaft an, dann ein Blick zur Oma, von da ein aufmunterndes Nicken, und schon kam die Kleine in ihrem roten Kapuzenmantel, die Hände hinter dem Rücken versteckt, mit drolligen Trippelschritten auf mich zu. Sie zögerte einen Moment, dann machte sie noch zwei, drei Schritte. Mit einem Ruck reckte sie sich und hielt mir einen Strauß von drei blühenden Alpenveilchen entgegen: „Da, Onkel Soldat!"

Was macht wohl ein Soldat in solch einem Augenblick?

In keiner Dienstvorschrift steht etwas über Umgang mit kleinen Mädchen auf Wache. Aber daran dachte ich im Moment auch gar nicht. Ich hockte mich einfach zu meiner kleinen Gratulantin. Und kaum war ich in gleicher Höhe mit dem pausbäckigen Gesicht, als sich schon zwei Ärmchen um meinen Hals schlangen und trotz des Stahlhelmes bekam ich einen schallenden Kuß. Ehrenwort – es war der erste und letzte während einer Wache.

Dies getan, trippelte die Kleine eilig zur Oma zurück, die mir jetzt lachend zuwinkte. Ich erhob mich etwas verwirrt und bemerkte jetzt erst die Blumen in meiner Hand. Umgang mit Blumen – auch darüber schweigt sich die DV aus.

So kam es, daß ich während der restlichen Zeit meines Aufzuges neben der Maschinenpistole auch drei Blumen in der Faust hielt.

Mein „Wachvergehen" machte seine Runde im gesamten Regiment. Ich aber war stolz auf diese Auszeichnung durch ein kleines Mädchen – stolz auch auf den Kuß, denn wer kann so etwas schon aufweisen?

Ulrich Wagner

ZWISCHEN WECKEN UND ZAPFENSTREICH

Rasieren waschen, letzter „Postempfang" —
bald hockt man wieder auf der Wagenbank.
„Tschüß, Anett! Auf Wiedersehn, mein Herz,
mit Blumen-Dankesgruß am achten März!"

POSTSACK

Ohne Zögern

Am 30. Oktober brauchten wir dringend eine Medizin, um das Leben meines Vaters zu retten. Die Apotheke hier in Vacha öffnete nicht. Als ich zu unseren Grenzern ging und meine Bitte vorbrachte, übernahm es sofort ein Genosse, aus einem Nachbarort mitten in der Nacht diese Medizin heranzuholen. Dafür möchte ich dem Genossen Werner Schüler recht herzlich danken.

Günter Lenz, Vacha

Termin: Oktober

Ich besuche die 11. Klasse einer erweiterten Oberschule und möchte die Offizierslaufbahn in der Nationalen Volksarmee einschlagen. Was muß ich tun, damit ich sofort nach dem Abitur zur Armee gehen kann?

Günter Weser, Leipzig

Bewerbungen zum Studium an einer Militärfachschule sind jeweils bis zum 15. Oktober an das zuständige Wehrkreiskommando zu richten. Dort erfahren Sie auch, welche Unterlagen notwendig sind. Anschließend folgen die Eignungsprüfung und die Untersuchung auf Diensttauglichkeit sowie die Entscheidung über die Zulassung zum Studium.

Seid ihr noch da?

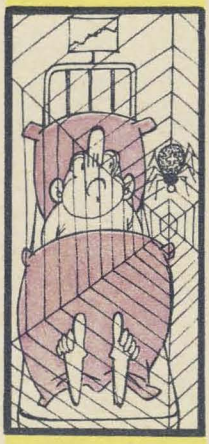
Ich lag seit September infolge einer Infektionserkrankung im zentralen Armeelazarett. Mehr als ein Vierteljahr hat sich bis auf die regelmäßige Übersendung der Dienstbezüge niemand von meiner Dienststelle um mich gekümmert. Andere Dienststellen begrüßten oder beglückwünschten ihre kranken Genossen wenigstens zum Tag der Republik. Meine Dienststelle hatte dies nicht nötig. Man ist versucht zu fragen: „Existiert denn die Dienststelle Mühlberg überhaupt noch?"

Unteroffizier Leistner

Die Unterschrift gilt

Im April 1965 läuft meine dreijährige Verpflichtung als Soldat auf Zeit ab. Ich habe eine Planstelle als Feldwebel. Meine Vorgesetzten meinen nun, daß ich deshalb viereinhalb Jahre dienen müsse. Ist das richtig?

Unterfeldwebel Förster, Wittenburg



Nein, das ist nicht richtig. Für die Dauer ihres Dienstes ist allein die von ihnen unterschriebene Verpflichtung entscheidend.

Der letzte Schrei

Mir fällt seit einiger Zeit auf, daß einige Genossen der Luftstreitkräfte in unserer Garnison in bezug auf die Bekleidungsordnung eine Sonderstellung einnehmen. Da sah ich einige Unteroffiziere in Hosen wie „Röhren". Ebenso staunte ich ganz schön, als ein Unteroffizier zur Uniform eine beige Lederkrawatte trug. Ich persönlich bin ja nun der Meinung: Alles dahin, wo es hingehört, und wenn man Uniform trägt, dann müßte man sich ja wohl auch an die Bekleidungsordnung halten. Könnte man da nicht generell etwas strenger in den Dienststellen durchgreifen?

Ingeborg van Elsberg, Brandenburg

Dringend Zwickau

Ich bin 18 Jahre alt und hatte mich entschlossen, Soldat auf Zeit zu werden. Ich habe mich im September 1964 beim Wehrkreiskommando Zwickau darum beworben. Bis jetzt (7. Januar) habe ich noch keinen Bescheid. Ich kann mir das nicht erklären. Siegmund Skornpa, Zwickau

Wir auch nicht.

Fehlermeldung

In der Starpalette des Dezemberheftes ist ein Fehler unterlaufen. Dort wird beschrieben, daß Maria Birzoeva außer ihrer Muttersprache noch russisch, englisch und jugoslawisch spricht. In Jugoslawien wird entweder serbisch, kroatisch oder slowenisch gesprochen. Eine jugoslawische Sprache gibt es ebensowenig wie eine sowjetische.

Karl Major, Mittweida

Hohe Anforderungen

Welche besonderen Anforderungen müssen an Militärkraftfahrzeuge gestellt werden?

Rudi Geisler, Dresden

Militärfahrzeuge müssen in der Lage sein, mit der zulässigen Belastung schwierigste Geländeabschnitte zu überwinden. Deshalb werden sie mit Zusatzantrieben ausgestattet, die den Antrieb aller Räder ermöglichen und sie geländegängig machen. LKW besitzen Seilwinden, mit deren

Hilfe das Überwinden schwieriger Geländeabschnitte oder das Bergen festgefahrener Fahrzeuge möglich ist.

Etikettensammler herhören!

Viele andere Genossen und auch ich sammeln Etiketten von Zündholzschachteln. Wir brauchen aber mehr Sammlerfreunde, um einen regen Austausch durchführen zu können. Ich selbst habe viele Etiketten aus der Sowjetunion und wünsche mir einen Tauschpartner, der über Etiketten aus der ČSSR oder der Volksrepublik Polen verfügt.

E. Gutzeit, Kamenz,
Straße der Einheit 8

Hohe Anfangsgeschwindigkeit

Ich habe gelesen, daß es Unterkalibergranaten gibt. Was ist darunter zu verstehen?

Fritz Heimer, Halle

Das ist eine Panzergranatenart, die anstatt einer Sprengladung einen Hartmetallkern als durchschlagenden Teil besitzt. Sein Durchmesser beträgt nur ein Drittel des gegebenen Kalibers. Beim Auftreffen der mit hoher Anfangsgeschwindigkeit fliegenden Granate auf die Panzerung wird diese von dem Hartmetallkern durchschlagen. Seine Splitterwirkung und die aus der Panzerung herausgeschlagenen Metallstücke beschädigen die Innenausstattung des Panzers und vernichten die Besatzung.

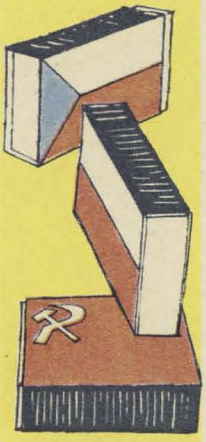
Sie sind erkannt

Nachdem ich schon ein halbes Jahr meinen Ehrendienst beendet hatte, wurde ich von vielen Bekannten und Unbekannten als „der Matrose aus dem Soldatenmagazin" identifiziert. Ich selbst bin begeisterter Leser der AR. Auf unserem Schiff, dem MT „Schwedt" ist sie während der langen Reisen ein begehrter Artikel. Nun möchte ich noch meinen ehemaligen Genossen des Schiffes „Ernst Thälmann" große Erfolge im Ausbildungsjahr 1965 wünschen. Und: Der FDJ-Sekretär möchte mir meine letzte Auszeichnung schicken.

Rüdiger Boldnau, Warnemünde

Nur einhängen

Nach langem Knobeln habe ich die meiner Ansicht nach günstigste Lösung einer Einbandform für die



„Armee-Rundschau" gefunden. Einfach geht es mit einer Klemmnadelmappe. Die Hefte werden mit Klemmen in die Mappe gehangen, was schnell geht, gut hält und große Kosten spart.

Michael Graf, Dresden

Ziel: Offizier

Ich bin 17 Jahre alt und besuche die 11. Klasse. Nach dem Abitur möchte ich gerne Offizier werden. Gibt es bei den Luftstreitkräften die Fachrichtung Funkmeßtechnik? Wie ist der Ausbildungsweg?

Volkhard Fiedler, Leipzig

Selbstverständlich gibt es bei den Luftstreitkräften funktechnische Truppen, deren Offiziere auf dem Spezialgebiet der Funk- und Funkmeßtechnik ausgebildet werden. Das Studium dauert drei Jahre und endet mit der Qualifikation als Techniker für Hochfrequenztechnik, die zum Erwerb der Ingenieurqualifikation durch ein verkürztes Direkt- oder Fernstudium berechtigt.

Dementi

Bei dem im Postsack 2/65 kreierten Dienstgrad Stabsoberfeldwebel handelt es sich weder um eine Bereicherung der Dienstgradskala, noch um einen Faschingsscherz, sondern um eine Pflanze, die auf unserem eigenen Mist gewachsen ist.

Was sagt die Vorschrift?

Wie verhält es sich laut DV mit dem Wäschegeld? Ich bin nicht kaserniert, meine Wäsche wäscht meine Frau. Steht mir nun nicht Wäschegeld zu?

Unteroffizier Scheffler, Bad Saarow

In der DV 98/2, Ziffer 42 ist festgelegt, daß alle kaserniert untergebrachten Armeeangehörigen außer den Wehrpflichtigen das Reinigen ihrer Wäsche selbst bezahlen müssen. Der dafür erhobene Betrag darf 3 MDN im Monat nicht überschreiten. Wer seine Wäsche selbst wäscht, hat also kein Geld zu beanspruchen.

Anderer Meinung

In der aktuellen Umfrage des Heftes 12 haben mir besonders die Meinungen derjenigen gefallen, die sich gegen den Starrsinn des Verlobten Ingo gewandt haben. Empört bin ich

jedoch über die Ansichten des Soldaten Norbert Wallner, der erklärte, es sei ja schließlich nicht seine Schuld, daß er ein paar hundert Kilometer von seiner Frau entfernt sei. Ich glaube, die Genossen seiner Einheit haben sich zu wenig mit ihm beschäftigt. Roland Aurich, Calbe (Saale)

Früh übt sich

Kann man bei der Armee Kraftfahrer lernen oder muß man als Kraftfahrer schon ausgebildet sein?

Hans-Jürgen Spangenberg, Hoyerswerda

Als Kraftfahrer werden in der Regel Wehrpflichtige gemustert, die bereits die Fahrerlaubnis besitzen und über eine längere Fahrpraxis verfügen. Sollten Sie den Wunsch haben, Militärkraftfahrer zu werden, ist es zweckmäßig, sich bei der GST darauf vorzubereiten.

Aua, Aua!

Ich bin zwar nicht prüde, aber in der Dezemberausgabe haben Sie bei der Klamannzeichnung daneben gegriffen. Gerade zu Weihnachten wurden wir alle zu Hause mit viel Liebe empfangen, aber so geschmacklos und in einem solchen Aufzug wohl kaum.

Flieger Heinke, Drewitz

Bei der Klamannzeichnung in Heft 12 habe ich einen Fehler gefunden. Seit wann wird in der NVA bei Ausgang oder Urlaub der Mantel bis obenhin zugemacht? Laut DV bleiben Haken und die obersten zwei Knöpfe offen. Aber sonst ist die AR prima.

Unteroffizier Radeck, Schneeberg

Entlassungsgrund

Kann ein Soldat aus Krankheitsgründen vor der Beendigung seiner Dienstzeit entlassen werden?

Hans-Rolf Machalett, Gehlberg

Im § 20 der Dienstlaufbahnordnung ist klipp und klar zu lesen: Die Entlassung aus dem Grundwehrdienst kann vorzeitig erfolgen u. a. wegen zeitlicher Untauglichkeit für den aktiven Wehrdienst oder dauernder Dienstuntauglichkeit.

Das sollte man ändern

Ich habe im August des vergangenen Jahres geheiratet. Da mein Mann zur Zeit in Warnemünde seinen Wehrdienst ableistet, wohne ich noch

Vignetten: Klaus Arndt

in Freiberg. Wenn er Kurzurlaub hat, besucht er mich und muß somit nach Freiberg fahren. Das ist eine ziemliche Entfernung und kostet etwa 90 MDN Fahrgeld. Meinem Mann, der noch in Rostock polizeilich gemeldet ist, weil er hier später seinem Beruf wieder nachgehen will, wurde von seiner Dienststelle mitgeteilt, daß es für ihn keine Fahrpreisermäßigung gibt, da für mich die Möglichkeit bestehe, nach Rostock zu ziehen (zu seiner Mutter). Ich bin aber der Meinung, daß ich meinen Wohnsitz nicht zu wechseln brauche, solange mein Mann bei der Armee ist. Außerdem bin ich auch noch dienstlich an meinen Wohnort gebunden. Was meinen Sie dazu?

Maren Schulz, Freiberg

Hier handelt es sich offensichtlich um eine engherzige Auslegung der Bestimmungen der Urlaubsordnung, die allen Armeeangehörigen, die nicht im Standortbereich wohnen, eine Fahrpreisermäßigung von 75 Prozent bei Vorlage des Urlaubsscheines mit eingetragener Fahrstrecke gewährt.

Richtige Welle

Da ich vor einigen Monaten dem aktiven Wehrdienst Lebewohl sagte, würde ich mich sehr freuen, wenn ich des öfteren auch in der AR Beiträge über Funker finden würde – ich war nämlich auch einer. Ich möchte recht herzlich alle meine ehemaligen Genossen aus dem Nachrichtenzug des Unterleutnants Bielke grüßen.

Klaus Lasogga, Berlin

Auch nach dem Fest

Mein Mann ist bei den Grenztruppen. Wenn es nun passiert, daß er weder zu Ostern noch zu Pfingsten in Urlaub kommen kann – wird er dann irgendwie dafür entschädigt?

Inge Reller, Karl-Marx-Stadt

Die Urlaubsordnung legt fest: „Angehörigen von Einheiten, die im ständigen Dienstsystem eingesetzt sind (z. B. Grenzkompanien, funktechnische Posten, fahrende Einheiten der Volksmarine) kann der Festtagsurlaub in gleicher Zeitdauer auch vor bzw. nach den Feiertagen gewährt werden."

POSTSACK

Oberst Richter antwortet

Soldat Göldner fragt: Wie ist das mit einer Unterstützung für meine Frau? Sie kann wegen einer Erkrankung unseres Kindes nicht arbeiten gehen.

Ich setze voraus, daß Ihr Kind nicht so schwer erkrankt ist, daß es in ein Krankenhaus aufgenommen werden muß, aber auch nicht im Kindergarten verbleiben kann. Auch in einem solchen Falle wird Ihre Frau die Hilfe des Staates erhalten. Im Gesetzbuch der Arbeit ist festgelegt, daß die arbeitende Ehefrau eines Wehrpflichtigen, der seinen Grundwehrdienst ableistet, einer alleinstehenden Werktätigen gleichgestellt ist.

Ihre Frau erhält also von der Sozialversicherung Unterstützung in Höhe des Krankengeldes bis zu 4 Wochen im Kalenderjahr und für die ersten beiden Tage noch die betriebliche Lohnausgleichzohlung. Natürlich muß sich Ihre Frau die Notwendigkeit der Pflege des Kindes ärztlich bescheinigen lassen.

Das ist die sehr wichtige soziolrechtliche Seite Ihrer Sorge. Aber dabei sollte es keinesfalls bleiben. Die andere nicht minder wichtige Seite ist die schon oft bewährte solidarische Hilfe der Verwandten, Freunde, Genossen oder auch Arbeitskollegen.

Diese Solidarität ist zwar nicht in Paragraphen gefaßt und braucht auch nicht immer einen zusätzlichen materiellen Niederschlag zu finden. Sie ober macht erst die Wärme der Geborgenheit in den menschlichen Gesetzen eines guten Staates aus. So wünsche ich Ihnen das Erlebnis einer solchen Solidarität, vor allem aber für Ihr Kind recht schnelle Genesung.

Gefreiter Bethke fragt: Warum wird bei uns der Dienst in der Kaserne immer noch so stur wie zu Zeiten des alten Fritz durchgeführt?

Nanu, woher wollen Sie denn wissen, wie der Dienst zu Zeiten des alten Fritz war? Aber so wörtlich wollten Sie das sicher gor nicht genommen haben. Auch mir mißfällt der Ton, der da manchmal die Musik macht, und auch die geistige Trägheit, mit der da so manche Genossen die „Arbeit mit den Menschen machen".

Aber es ist tatsächlich gar nicht so einfach. Unsere DV regeln den Betrieb bis in alle Einzelheiten. Das ist auch notwendig, um die geballten Energien Dutzender tatendurstiger Soldaten in die richtigen Bahnen zu lenken. Außerdem haben die Formen und auch der Stil des Kasernenlebens ihre eigenen Traditionen. Die Dienstvorschriften lassen jedoch genügend Spielraum für die Initiative der Soldaten.

Eine solche Ordnung ist notwendig, richtig und muß zur Gewohnheit werden. Die Gewohnheit gibt die Sicherheit: Eine Sache wird so und so ablaufen (sie ist tausendfach erprobt, und am Ende wird sein, was der Dienst und die Dienstvorschrift fordert). Das macht gewissermaßen die Grundlage der festen militärischen Disziplin aus. Kann das ein Vernünftiger für falsch halten? Und stur wird's doch erst, wenn die Ordnung kein menschliches Gesicht mehr hat und die Initiative erstickt wird, etwa noch der Devise eines preußischen Kammerbullen: Schnauze halten, paßt! Das kann uns dann allerdings keinesfalls passen. Unsere Ordnung muß menschliche Züge tragen. Zum Beispiel bei der militärischen Höflichkeit: „Guten Morgen, Genossen, es ist 6.00 Uhr, alles aufstehen." Oder bei der echten Sorge um die Sache und den Menschen: „Knobelt mal mit, vielleicht hat einer eine gute Idee, wie wir unsere Ausbildungsbasis verbessern können?"

Oder dergleichen Ähnliches, Menschliches, Nützliches – bitte sehr, bei oller Strenge. Nur so ist die Ordnung Ordnung.

Deshalb ein Wort an Sie, Genosse Bethke. Vielleicht heizen Ihnen Ihre Vorgesetzten hin und wieder einmal ein, wenn's nicht spurt. Aber die eigentliche Wärme schaffen Sie sich selbst. Nicht nur nach Dienst. Prägen Sie Ihrer zeitweiligen militärischen Heimstätte ein persönliches Gesicht auf, entwickeln Sie selbst ein reges geistig-kulturelles Leben, dann wird der Geist der Sturheit keinen Raum finden.

Ihr Oberst

Richter

Oberst W. Karpow — Held der Sowjetunion

WIE DER HERR, so's Gescherr

Wir saßen zu viert im Rauchzimmer. Jedem von uns war elend zumute. Am liebsten hätte man irgendwo hingehen, sich verkriechen mögen, um nicht allen jenen in die Augen sehen zu müssen, die nun alles wußten. Der fünfte von uns war in der Unterkunft geblieben. Als ich aus dem Schlafsaal hinausging, lag er auf dem Bett.

Der sechste rang im Krankenhaus mit dem Tode. Wir alle, unsere ganze Gruppe war schuld daran, daß sein Leben in Gefahr war.

Der Abendhimmel war glutrot. Dichte, versengten Wattefetzen ähnliche Wolken hingen über der Erde. Es schien, als müßte man jeden Moment den brenzlichen Geruch spüren.

Bemüht, alles Geschehene zu erfassen, begann ich deshalb, die Ereignisse der Reihe nach in meinem Gedächtnis zu ordnen.

Zu Beginn des Ausbildungsjahres war ich als junger Soldat in die dritte Gruppe gekommen. Sie zählte zu den besten der Kompanie. Feldwebel Lapin, der Gruppenführer, prüfte mich in jeder Unterrichtsstunde. Er stellte mich auf die Probe und forderte von mir mehr, als von den anderen. Selbst in derFreizeit beobachtete er mich ständig und sagte oft:

„Soldat Simakow, kommen Sie mit, ich will Ihnen meine Schlafstelle zeigen." Ich gehorchte, betrachtete sein Bett. Es war glatt wie ein Billardtisch. „Und nun wollen wir mal Ihr Bett anschauen. Sehen Sie her, man kann hier die Topographie studieren — Burgen, Gruben, Gebirgssattel, Vertiefungen. Ändern Sie das!"

Kaum hatte ich das getan, sagte er schon:

„Lassen Sie uns die Waffen ansehen... Hier ist meine Maschinenpistole."

Seine Maschinenpistole war irgendwie außergewöhnlich — sie war sauber, blitzend, nicht trocken und nicht feucht. Flaumfedern, Härchen. Stäubchen und Fusseln schienen sich verschworen zu haben, ausgerechnet an meiner Waffe zu haften...

Nachdem der Feldwebel mit mir gesprochen hatte, kam gewöhnlich Kuzow zu mir. Er war schon längere Zeit in der Armee und mittelgroß, kräftig und untersetzt. Sein Haar hatte einen rötlichen Schimmer. Es hatte die gleiche Farbe wie die, mit der auf Karten ein verseuchtes Gebiet gekennzeichnet wird. Deshalb wurde er im Scherz auch „VG" (Verseuchtes Gebiet, der Übers.) genannt.

Kuzow hatte Mitleid mit mir. Er sprach mir gut zu und munterte mich auf, aber meist rutschte ihm irgendein Versprecher heraus und alle lachten mich aus.

„Verlier nicht den Mut, Simakow, das ist immer so, wenn man etwas Neues beginnt. Wenn du erst zehn Jahre gedient hast, gewöhnst du dich an alles!"

Kuzow selbst war ein guter Soldat: Er schoß sicher, zeigte gute sportliche Leistungen, war ein guter Langläufer. Im ersten Jahr, so erzählt man sich, soll Kuzow ein „oberflächlicher Bruder" gewesen sein. Aber der Feldwebel trug Faulenzern soviel zusätzliche Arbeiten auf, daß Kuzow bald begriff, es sei das Beste, ordentlich seinen Pflichten nachzukommen. Deshalb erwarb er sich ein notwendiges Maß an Fertigkeiten. Ansonsten wandelte er wie im Traum. Wenn eine Überprüfung kam, war er wie umgewandelt und legte in allem Energie, Genauigkeit und Eifer an den Tag. Dabei wurde er von den Vorgesetzten häufig gelobt.

Wenn der strenge Feldwebel davon sprach, daß man sich immer Mühe geben müsse, dann grinste Kuzow verschmitzt und sagte: „Wenn es notwendig ist, werde ich eine ausgezeichnete Note holen..."

„Es geht nicht um Noten", sagte Lapin beharrlich, „ich will aus Ihnen einen anständigen Menschen machen."

„Was bin ich denn sonst?"

Am 23. Februar zog der Kompaniechef Bilanz aus dem Wettbewerb zu Ehren des Tages der Sowjetarmee. Unsere Gruppe hatte wieder den 1. Platz in der Kompanie erkämpft. Feldwebel Lapin wurde mit einem Sonderurlaub ausgezeichnet. Für die Zeit seiner Abwesenheit beauftragte man Kuzow mit dem Kommando, weil er schon längere Zeit in der Armee war.

„Achte darauf, daß du das Tempo nicht verringerst", belehrte ihn Lapin vor seiner Abreise. „Mein Urlaub dauert 10 Tage, dazu 5 Tage für

die Hin- und 5 Tage für die Rückreise, das sind insgesamt 20 Tage."

Lapin zählte allerlei auf, was Kuzow in der Zeit tun sollte.

Zwanzig Tage sind eine kurze Zeit im Soldatenleben. Aber alles passierte gerade in dieser Zeit. Ich will weder mich, noch die anderen rechtfertigen. Es fing mit Kleinigkeiten an. Zuerst dauerten die Pausen 15 bis 20 Minuten. Dann fing Kuzow an, den Unterricht irgendwo abzuhalten, wo er nicht unter den Augen der Vorgesetzten war.

Die Offiziere kontrollierten unsere Gruppe selten. Hielt man uns doch für die Besten! Merkte Kuzow, daß ein Offizier in der Nähe war, spielte er den eifrigen Vorgesetzten. Kommando folgte auf Kommando, und er exerzierte es vor bzw. demonstrierte es an Beispielen. Er schien das Beste aus uns herauszuholen und war bestrebt, alles so gut wie möglich zu machen.

Wir hatten plötzlich viel Freizeit, denn wir machten jetzt unsere Betten nachlässig, reinigten die Waffen nur oberflächlich und säuberten Stiefel und Uniform nicht mit der früheren Gründlichkeit. Kuzow ließ alles durchgehen. Man konnte sich vor dem Sport drücken. Kuzow verriet nichts.

Er selbst ging abends irgendwohin und sagte: „Ich war eben noch hier, verstanden? Alle für einen, einer für alle!"

Einmal ging er nach dem Abendappell weg und kam erst gegen Morgen wieder. Der Wachhabende bemerkte, wie eine dunkle Gestalt über die Mauer sprang und lief hinter ihr her. Kuzow rannte zur Unterkunft und legte sich in Stiefeln und Uniform ins Bett. Gefreiter vom Dienst war unser Klujew, der jetzt im Krankenhaus liegt.

„Wo ist er?" fragte der Wachhabende außer Atem.

„Hier ist keiner hereingekommen", log Klujew.

„Vielleicht ist er in der Nachbarkompanie?"

Illustration: Rudolf Grapentin

Der Wachhabende ging . . .
Am nächsten Tag bekam ich ein Päckchen. Eine kleine Schachtel aus Sperrholz, mit Sackleinen umnäht, war darin. Die Erinnerung an das Zuhause berührte mich tief. Ich betrachtete die groben Stiche und dachte: „Jeden Faden hat die Mutter berührt." Das Sackleinen war mir vertraut, der Vorhang in unserer Vorratskammer war auch daraus genäht. Kuzow unterbrach mich in meinen Gedanken: „Na, was grübelst du? Gib her, ich packe aus!"
Er trennte roh das Gewebe mit einem Taschenmesser auf, riß den knarrenden Deckel hoch und sagte zufrieden: „Oh, die Alten haben sich angestrengt. Schokoladenbonbons! Gebäck, Marmelade. Alles ist im Geschäft gekauft. Sie halten dich noch für ein Kind — nur Süßigkeiten! Schreib, sie sollen dir das nächste Mal etwas Bitteres schicken." Er schnipste gegen das Jochbein und schaute kalt und belustigt drein. Dann begann er die Schokoladenbonbons zu essen, einen nach dem anderen.

„Und du, willst du nicht essen? Hau rein, die Alten werden neue schicken", sagte er.

Ich wollte weder Gebäck noch Marmelade. Ich schaute auf die zerschlissene Verpackung, der alte vertraute Vorhang tat mir bis ins Innerste leid. Als ich das Päckchen in den Händen hielt, war mir, als sei es noch warm von den Händen meiner Mutter.

Von diesem Tage an konnte ich Kuzow nicht mehr ausstehen. Ich begriff, daß er ein unverschämter, gieriger und listiger Mensch war. Seine Belehrungen waren mir zuwider: „Auch das Schneeflöckchen dreht sich, bevor es sich ein Plätzchen sucht, um so mehr muß der Mensch über seinen Vorteil nachdenken!"
Zigaretten bot er nie an, immer ergab es sich, daß in seinem Zigarettenetui gerade noch eine, „die Letzte" war. Ich selbst habe gesehen, wie er immer aus einer Schachtel eine einzige Zigarette ins Etui legte.
Er war unverschämt, von sich selbst überzeugt

und glaubte, daß alle so dächten wie er. Heute begreife ich natürlich, daß man immer diszipliniert und prinzipienfest sein muß. Ich beschimpfe und verachte mich für meine Kleinmütigkeit. Wie sollen wir Klujew in die Augen sehen, wenn er am Leben bleibt? Durch unsere Schuld ist ein Mensch ins Unglück geraten. Ich entsinne mich noch genau an die finstere Nacht. Der verletzte Klujew schleppt sich unter Aufbietung seiner letzten Kräfte. Er verliert das Bewußtsein und kann nicht um Hilfe rufen. Wir aber machen in derselben Zeit mit dummen, lächelnden Fratzen von Verschwörern alles andere, aber ihn zu suchen, daran denken wir nicht!

Ich sehe die Ereignisse jenes Abends ganz deutlich vor mir. Im Flur der hellen, gemütlichen Unterkunft trat die Kompanie zum Abendappell an. Als der Hauptfeldwebel den Namen „Klujew" aufrief, folgte die Antwort „Hier!"

Aber nicht Klujew hatte geantwortet, sondern Kuzow. Ich war verblüfft, wie geschickt er die Stimme Klujews nachahmte. Selbst der Hauptfeldwebel merkte nichts, und er kannte die Stimme jedes einzelnen. Als wir abtreten durften, fragte ich Kuzow:

„Und wo ist Klujew?"

„Schweig", sagte Kuzow heiter. „Nimm den Mantel vom Haken."

Ich brachte den Mantel, Kuzow versteckte ihn eilig, damit niemand von Klujews Abwesenheit etwas merkte und legte ihn unter Klujews Bettdecke. Von der Seite sah es so aus, als schlafe ein Mensch im Bett. Hämisch grinsend betrachtete Kuzow die „Puppe" und sagte: „Unser Klujew turtelt sicher mit irgendeinem Täubchen."

Das Fehlen Klujews kam mir eigenartig vor: Man war von ihm solche Vergehen nicht gewohnt. Aber in den letzten Tagen hatte sich die Ordnung in unserer Gruppe geändert. Wer weiß, vielleicht war auch Klujew der Verführung erlegen.

Nach einem schweren Tag ist es angenehm, im Bett zu liegen und zu spüren, wie der Schlaf die Augenlider schwer macht.

„Dritte Gruppe! Dort liegt euer Klujew. Ganz blutig . . ."

Wir sprangen aus den Betten. Ohne uns anzukleiden rannten wir in Stiefeln und Unterhosen nach draußen.

Klujew lag nicht weit von der Unterkunft entfernt. Wir hoben ihn auf und trugen ihn, uns gegenseitig auf die Füße tretend, zur Sanitätsbaracke. Er stöhnte nicht, gab kein Lebenszeichen von sich.

„Der Kopf ist verletzt, er hat viel Blut verloren. Es muß sofort eine Bluttransfusion gemacht werden", sagte der diensthabende Arzt.

Wie sich später herausstellte, war Klujew nach dem Abendspaziergang in die Turnhalle gegangen, um Sport zu treiben. Der schwere Eisenhaken, an dem das Seil befestigt war, löste sich aus dem durch die Sonne ausgedörrten Balken und traf ihn auf den Kopf. Hätten wir sofort nach Klujew gesucht, wäre alles mit einem einfachen Verband abgegangen. Jetzt aber war sein Leben in Gefahr. Unsere Gruppe hatte Schande auf sich geladen.

Als Lapin von seinem Urlaub zurückkehrte, traute er seinen Augen nicht. Unsere Gefechtsbereitschaft hatte nachgelassen. Beim Hindernislauf kam ich jetzt kaum vorwärts, früher zeigte ich gute Leistungen. Bei der Grundausbildung verfingen sich meine Beine beim Kommando „Kehrt marsch" derart, daß ich fast hinfiel. Das fehlende Training machte sich bemerkbar. Bei Schießübungen sprangen Korn, Kimme und Ziel so vor meinen Augen, daß ich sie nicht auf eine Linie zu bringen vermochte. Wenn es sich nicht um eine Übung, sondern um wirkliches Schießen gehandelt hätte, dann wäre der Mißerfolg unabwendbar gewesen. So erging es auch den anderen.

Der Feldwebel sitzt jetzt mit uns im Rauchzimmer. Er schimpft nicht. Er macht uns keine Vorwürfe. Aber sein Schweigen ist unerträglich. Er wird uns jetzt schon wieder „Beine machen" und auf Trab bringen. Soll er, es ist sein gutes Recht. Ich würde an seiner Stelle nicht anders handeln.

W. LAUBE

BEKENNTNIS

Was ich nicht liebe,
will ich nicht,
was ich nicht will,
das tu' ich nicht!

Doch tu' ich es trotzdem,
vom Zwang nur beflissen,
verlier' ich gar bald
mein reines Gewissen,
denn kann man den Grund
einer Sache nicht seh'n,
dann kann man die Sache
nicht richtig versteh'n.

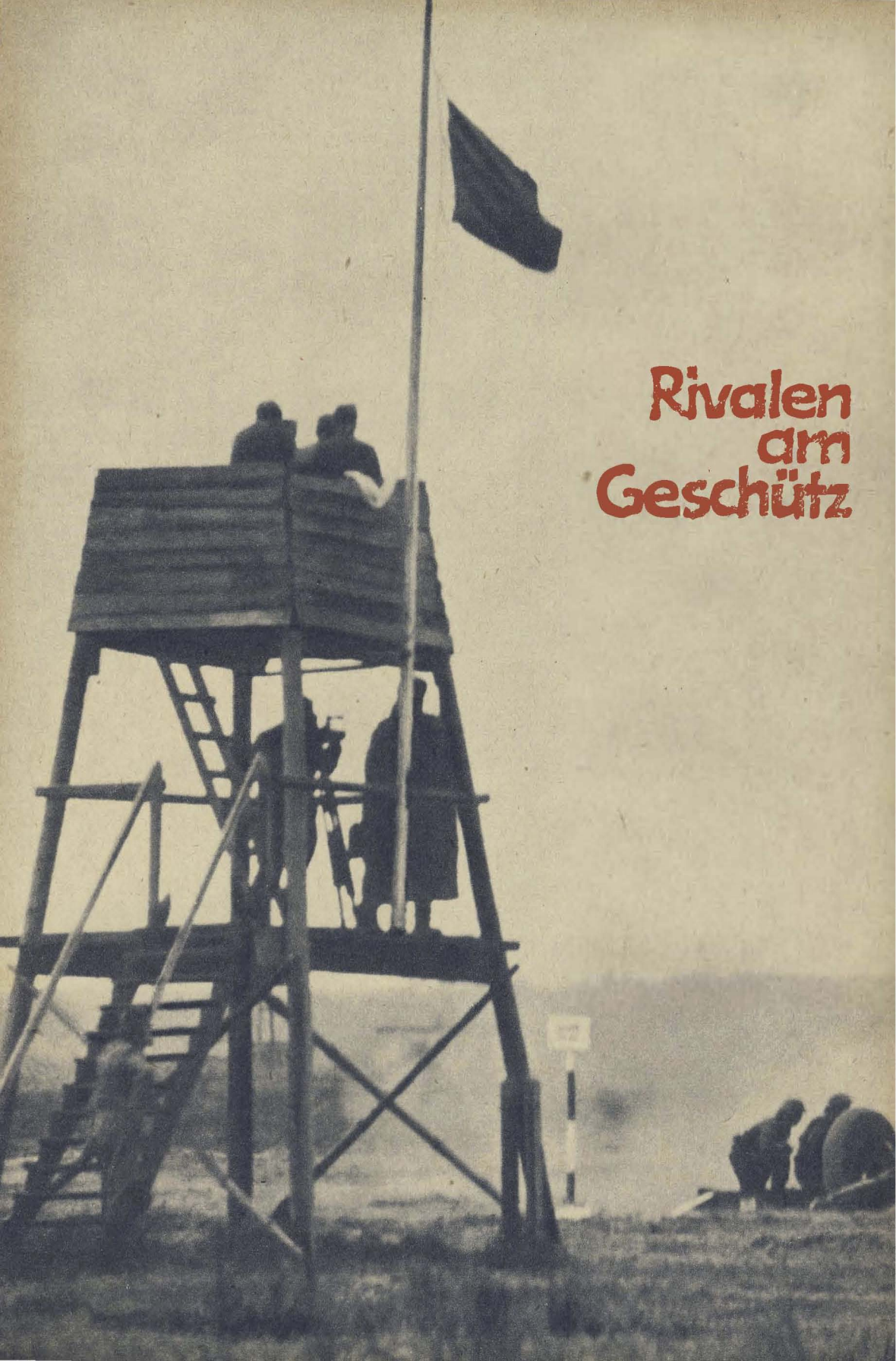
Doch gibt es in unserem Kampfe
auch Stunden,
da ist man sogar
an Minuten gebunden,
da kann man nicht immer
die Lage durchschau'n,
da muß man
auf seine Klasse vertrau'n.

Kommt sō ein Fall,
dann sage ich:
„Ist es für's Volk,
dann kämpfe ich!"

Den Einheiten der Truppenluftabwehr obliegt der Schutz der Landeinheiten vor überraschenden Luftangriffen des Gegners, aber auch gegen Erdziele können sie eingesetzt werden. U. B.: Beim Schießen auf hochfliegende Ziele.

Rivalen am Geschütz

lernten unsere Reporter Rolf Dressel (Text) und Ernst Gebauer (Fotos) beim Gefechtsschießen einer Flakbatterie kennen



Rivalen am Geschütz

Soeben sind an der Feuerlinie des Flak-Schießplatzes die Geschütze aufgefahren. Die Bedienungen zerren die Planen herunter, die Kettenzugmittel beziehen den Unterbringungsraum. Kommandos schwirren durch die Luft und herzhafte Flüche der Kanoniere, wenn einer von ihnen nicht kräftig genug zupackt.

Das dritte Geschütz wird von Unteroffizier Peter Höhne befehligt. Dem energischen und vor allem ehrgeizigen Burschen merkt man an, daß er möglichst gute Ergebnisse erzielen will. Schon beim In-Stellung-Bringen sorgt er für einen zügigen Arbeitsablauf. Es gibt kaum einen Unterschied zu dem alten, erfahrenen Geschützführer Wachtmeister Junge vom ersten Geschütz. Dabei kam Peter Höhne erst vor wenigen Monaten von der Unteroffiziersschule und absolviert hier sein erstes Gefechtsschießen.

Wachtmeister Junge ist das Vorbild des jungen Unteroffiziers. Er ist schon sechs Jahre Geschützführer und hat die beste Bedienung der Batterie. Warum, so sagte sich Unteroffizier Höhne, soll ich nicht von ihm lernen? In den Wochen vor dem Gefechtsschießen saß er deshalb oft beim Unterricht des Wachtmeisters, und auch beim Feuerdienst studierte er dessen Methoden. Ergebnis: seine Bedienung liegt jetzt im Wettbewerb an zweiter Stelle. Aus dem jungen Anfänger wurde in kurzer Zeit ein ernst zu nehmender Rivale. Der Abstand zwischen beiden Bedienungen ist beträchtlich zusammengeschrumpft. Das zeigen die ersten Schießergebnisse. Bedienung Junge: zwei Schießaufgaben mit sehr gut erfüllt; Bedienung Höhne: bei ebenfalls zwei Aufgaben je einmal gut und sehr gut. Und der junge Unteroffizier besitzt

„Zu — gleich!“ Die Kanoniere der Bedienung Höhne bringen ihr tonnenschweres Geschütz in Stellung. Das kann nicht oft genug geübt werden; je schneller sie das Feuer eröffnen, desto besser.

„Auf Panzer — Feuer!“ Ein Krach, ein Blitz, eine Rauchwolke. Aufmerksam beobachtet der Geschützführer Unteroffizier Höhne (rechts) jeden Schuß, um etwa nötige Korrekturen zu geben.

▲ Von der Batteriebefehlsstelle aus leitet der Batteriechef (rechts) das Schießen auf Luftziele. Er hat ständig Verbindung zum Gefechtsstand, zur Feuerstellung, zur Geschützrichtstation und zum Kommandogerät.

Rivalen am Geschütz

◀ Das Kommandogerät ermittelt die Anfangsangaben und laufenden Zielkoordinaten des Luftzieles, die als Ausgangswerte an die Geschütze gehen. Treffsicher schießen heißt für die E-Messer präzise die Werte abdecken.

Das Schießen ist beendet. Stellungswechsel! Ausgerüstet mit starken Kettenzugmitteln, ist die Flakartillerie im hohen Maße beweglich und kann schnell an einem neuen Abschnitt eingesetzt werden. ▶

beim heutigen Panzerschießen den Ehrgeiz, eine weitere gute Note zu erzielen. Ob es ihm gelingt?

Am Mast des Kommandoturmes steigt die rote Flagge hoch. Das Schießen beginnt. Es schießt nur jeweils eine Bedienung. Über die Reihenfolge entscheidet der Batteriechef kurz zuvor. „Auf Panzer!"

Die Kanoniere spritzen an die Geschütze. Sie kurbeln die Rohre in Richtung der Ziele und bereiten die Munition vor. Fünf Schuß für zwei Panzer. Der Erfolg des Schießens hängt also sehr von der geschickten Feuerführung durch den Geschützführer ab und von der präzisen Arbeit des Richtkanoniers.

„Es schießt das dritte Geschütz . . ."

Unteroffizier Höhne empfindet so etwas wie den Stolz, der erste zu sein. Er münzt ihn sofort um in knappe, klare Kommandos.

Die beiden Panzer rollen schräg auf die Feuerstellung zu. Entfernung 1100, schätzt Genosse Höhne. 'rankommen lassen! Feuereröffnung bei 900 Meter. Zuerst auf den rechten Panzer. Entfernung — Vorhaltemaß — Aufsatz . . .

„Ziel aufgefaßt!" meldet Kanonier Kupke, der K 1, wenige Augenblicke später. Als der Kanonier Heinert „abgedeckt" gemeldet hat, kommandiert er langgezogen: „Feu — er!"

Ein mächtiger Feuerstrahl zischt aus dem Rohr. Eine Rauchwolke versperrt für Sekunden die Sicht. Aber Unteroffizier Höhne, der seitwärts vom Geschütz steht, konnte den Schuß beobachten.

„Nach rechts, eine halbe Panzerbreite!" korrigiert er das Feuerkommando.

Mit dem zweiten Schuß ist er schon mehr zufrieden. Nur noch etwas höher . . .

Beim nächsten Schuß ruft der Geschützführer freudig aus:

„Ziel! Zielwechsel!"

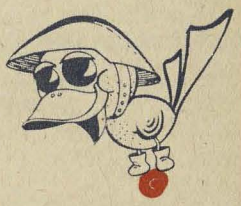
Der vierte Schuß verläßt das Rohr. Unteroffizier Höhne ist von seiner Treffsicherheit so fest überzeugt, daß er sich kurzerhand zum nochmaligen Zielwechsel entschließt. Sicher ist sicher . . .

Gespannt erwarten die Genossen das Ergebnis. Nach einigen Minuten erfahren sie: rechts drei, links ein Treffer.

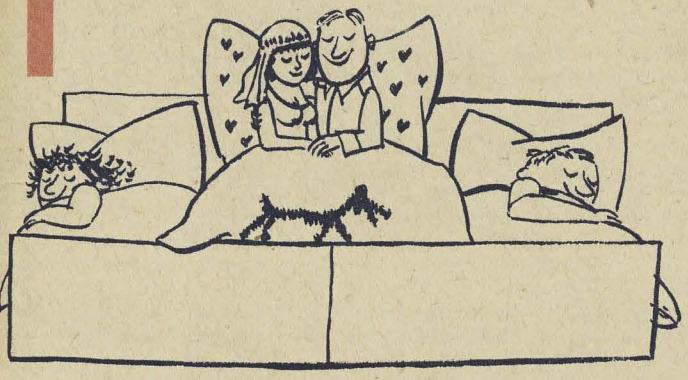
„Note sehr gut!" konstatiert der Batteriechef. Er gratuliert dem jungen Unteroffizier und seinen Kanonieren zu ihrem hervorragenden Ergebnis. Ein guter Auftakt!

Nach Schluß des Schießens hat Wachtmeister Junge nichts Eiligeres zu tun, als seinen Freund und Rivalen zu beglückwünschen. „Ich weiß nicht, ob ich den zweiten Zielwechsel auch gewagt hätte. Sauber hingekriegt!" fügt er ehrlichen Herzens hinzu.

SPATZ SCHLAUKOPF BESUCHT



Die Hundekompanie



Allerguten Dinge sind drei . . . Dem Gefreiten Pallatschek ging der Ruf voraus, einer jener mehr Furcht als Ehrfurcht einflößenden Zeitgenossen zu sein, die man Krawallfahrer nennt. Als er dann in persona in der Hundekompanie auftauchte, waren fast seine ersten Worte: „Wenn ich hier wieder 'rauskomme, male ich an jede Tür drei Kreuze!"

Vor kurzem war der Reservist Pallatschek unangemeldeter aber gern gesehener Gast der Hundekompanie. Heute hieß seine erste Frage: „Wer fährt meinen Laster?" und er ließ es nicht an mahnenden Worten für den Nachfolger fehlen. Der darauf verständnisvoll knurrte: „Gib' mal nicht so an wegen des Schlittens, den du mir hinterlassen hast!" . . .

Als einmal Fahrzeuge der Hundekompanie nach Großenhain abkommandiert waren, verstellte ihnen eines Tages breitbeinig ein Zivilist den Weg. „Seid ihr nicht von der Hundekompanie? Ich hab's an den Stoßstangennummern erkannt!" Und er bestellte allen Genossen seiner alten Einheit „schöne Grüße" und für den nächsten Tag einen Kraftfahrer an den gleichen Ort. Als der pünktlich vorbeikam, wartete auf ihn bereits ein Kasten Bier und die Mahnung: „Aber daß ihr den ja erst nach Feierabend leert!" . . .

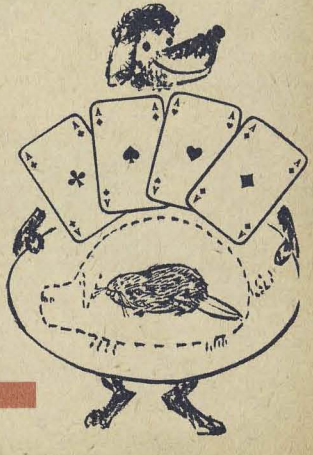
Ein Reservist wollte mit seinem Mädchen zum Standesamt, aber danach nicht in die Kirche gehen. Nicht die Auserwählte, aber Eltern und Schwiegereltern bestanden darauf. Da fragte der Reservist bei seinem ehemaligen Kompaniechef an, ob er nicht am Standort „Hochzeit machen" könne. Und ganz in der Nähe der Hundekompanie steckten sich die beiden dann die Eheringe auf. Die erste der Flitterwochen aber schliefen sie in des Hauptmanns Ehebetten . . .

Dieser guten Dinge sind nicht nur drei in der Hundekompanie!

Wie aber kommt es dazu?

Im Monat November war's . . . Am 11. 11. wartete im Leipziger Hauptbahnhof vor Blumen-Hanisch ein junger Mann. Bald waren es zwei, drei, schließlich 12. 12 von 13, die im Frühjahr die Hundekompanie verlassen hatten, kamen aus allen Windrichtungen zusammen, wie sie es jedes Jahr am 11. 11. halten wollen; denn dies war ihr Einberufungstag. Etwas später wurde in einem Lokal erzählt, welches „Ding man einst drehte". Da hatte Gefreiter Richter von der kleinen Farm der Eltern oft Nutria-Fleisch mitgebracht. Eines Tages saß er mit seinem Zugführer bei Contra und Re. Da meldete sich ein vierter Mitspieler – des Gefreiten Richters Magen. Auch der Oberleutnant war einem guten Bissen nicht abgeneigt. Nach dem Gulasch aus dem Einweckglas war allen sauwohl – bis der Zugführer erfuhr, daß der vermeintliche Schweine-Gulasch „Biber"-Gulasch war, von dem er, wie er mal versichert hatte, nie einen Bissen essen würde. Es spricht für die Verfassung des Oberleutnants und der Hundekompanie, daß ihm der „Biber"-Gulasch nicht lange im Magen lag . . .

Als die 12 in Leipzig einander „Auf Wiedersehen" sagten, hatten sie verabredet, im Frühjahr auf Motorrad, Eisenbahn oder Bus ihre Einheit zu besuchen. Weshalb auch Biber-Richter, der einst nicht mit fliegenden Fahnen zur Fahne ging, freudig in die Hundekompanie fahren wird? Er weiß, daß er dort viel



Wichtiges und Wenigerwichtiges gelernt hat: Schach spielen und alle Kfz.-Typen der DDR fahren. Menschen einschätzen und Schilf für Bastelarbeiten bügeln. Vor allem aber erlebte er ein Kollektiv, wie er es vorher nicht kannte . . .

Im gleichen Monat November war's . . .

Soldat Raussendorf ist erst ein paar Stunden Soldat. „Wie schreiben Sie sich – mit ‚ß' oder mit zwei ‚s'?" – „Wie Sie es wünschen!" In den Ahnenpapieren hat er beide

Schreibweisen gefunden. „Gedruckt sieht es mit zwei ‚s' schöner aus, aber mit ‚ß' schreibt es sich besser!" meint er.

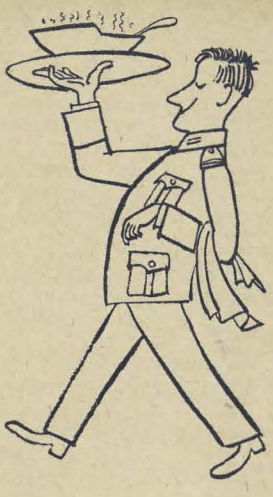
Seine eigenen Gedanken hatte er sich auch – nicht wenig vom Hörensagen beeinflußt – über den bevorstehenden Wehrdienst gemacht. Am Tag vor der Einstellung kaufte er noch einen elektrischen Rasierapparat, weil er Angst vor dem Kaltrasieren hatte.

Und dann sah alles ganz anders aus in der Hundekompanie: Er fand fließend warmes Wasser und bezogene Betten vor; die Schränke waren sauber mit Papier ausgelegt; im Flur hing eine Wandzeitung der Scheidenden an die Neuen; bei einer noch fast zwanglosen Zusammenkunft wurden die ersten Fragen zum Dienst beantwortet; und am ersten Abend wurde den Neuen von den Alten im Klub serviert.

Zu den vielen Gegenständen, die den Klub so gemütlich machen und die fast alle eine eigene Geschichte haben, ist inzwischen ein Aquarium gekommen. Sie brachten es aus einem Krankenhaus mit, das sie einmal mit Wasser versorgten. „Aquarien beruhigen", sagten die Ärzte. Aber trotz Aquarium hat Genosse Raussendorf im Klub schon wie auf Stecknadeln gesessen – als nämlich der neue Klubwart Raussendorf einen Antarktisvortrag organisiert hatte, aber zu gleicher Zeit unerwartet nebenan ein französischer Krimi lief. Ohne Befehl, vielmehr mit List und Überzeugung hat er erreicht, daß sich heut mancher Genosse an jeder Meldung über die Antarktis erwärmt . . .

Im gleichen Monat November war's . . .

Als für das Bankett der Neuen im Kompaniebereich flache Teller fehlten, erinnerte sich der Kompaniechef irgendwelcher tiefen Teller im Keller. Aber auch die Alten erinnerten sich: „Genosse Hauptmann, wir hatten beim Empfang zum Kotelett flache Teller, wie es sich gehört; und die Neuen sollen so würdig empfangen werden wie wir!" und sie schafften aus der Küche flache Teller heran. Eine neue Idee der Alten war dagegen die Wandzeitung der Alten für die Neuen – zu der alten Tradition etwas Neues, was vielleicht auch Tradition wird.



Dann kam der Abschied. Eigentlich waren es nach guter Kompaniesitte ja drei.

Der erste – eine Feier auf den Stuben. Der zweite – ein gemeinsamer im Klub. Die Paten waren eingeladen, und es sprach auch ein Genosse vom Wehrkreiskommando. Dann gab der Kompaniechef seine Einschätzung über den scheidenden „Durchgang", und die Reservisten von morgen sagten noch einmal ihre Meinung und manchem die Meinung: „Genosse Oberleutnant, Sie sind doch ein ausgezeichneter Fachmann, aber weshalb lachen Sie so selten?" Oder: „Genosse Hauptfeldwebel! Bei Ihnen hat man immer den Eindruck, als ob Sie den Urlaub aus Ihrer eigenen Tasche geben müssen!"

Bevor dann der „bunte Abend" begann, wurden auch

Bücher überreicht, für den guten Sportler von der ASG, für den besten Erntehelfer von der LPG, für das besonders aktive Parteimitglied von der Parteigruppe – so daß keiner leer ausging.

Und schließlich kam der dritte Abschied: der Marsch zum Kasernentor – im Gänsemarsch und mit Akkordeon. Wenn sogar ein Bus die Genossen in die nahe Kreisstadt fährt und ein Reservist, der bis gestern auf diesem Bus saß, fragt: „Genosse Hauptmann, gestatten Sie, daß ich meinen Bus noch bis in die Stadt fahre?" dann lautet die Antwort: „Natürlich!" obwohl das für die Dienstvorschrift gar nicht so natürlich ist.

Und fast alle Reservisten nehmen ein Dankschreiben mit nach Hause. Ob an den Betrieb oder an die Familie – such es dir aus! Und die Beurteilung, die über dich geschrieben wird, bekommst du vorgelesen. Der Kompaniechef hat mal irgendwo gehört, wie ein Offizier drohte: „Passen Sie auf! Sie werden schon die entsprechende Beurteilung bekommen!" In der Hundekompanie gibt es so etwas nicht . . .

Der erste und letzte Eindruck sind die besten und wichtigsten. Gefreiter Wehrmeister weiß aber auch über die Zeit zwischen Kommen und Gehen: „Ich war Schreiber und hatte mehr mit dem Spieß und den Offizieren zu tun als die anderen. Sie blieben immer Vorgesetzte; aber es war eigentlich kein Verhältnis wie zwischen Offizier und Soldat, sondern wie von Mensch zu Mensch."

Wie von Mensch zu Mensch – davon zeugt auch die Geschichte um den Namen der Kompanie. Eines Tages – es war wohl während eines Landeinsatzes – offenbarte ein Neuer das Talent, so raffiniert zu bellen, daß sich Schäferhunde, Foxterrier und Boxer umdrehten und die Augen aus dem Kopf schauten. Fortan bellte die ganze Kompanie – morgens, mittags, abends. Der Kompaniechef wollte schon den Bannfluch schleudern, sagte sich aber zu guter Letzt: „Laß sie bellen – Hauptsache sie machen ihren Dienst gut." Und das taten sie! Dabei war es anfangs die Kompanie mit den meisten Vorkommnissen im Regiment. „Mit Befehlen und Verboten allein ist selten etwas zu erreichen", sagt der Kompaniechef, „aber bei uns war das erst recht nicht möglich. Oft sind Genossen wochenlang kommandiert – da muß man sie einfach zum selbständigen Denken und Handeln erziehen."

So besteht in der Hundekompanie ein gutes Verhältnis zwischen Offizier und Soldat, eben weil es auch ein Verhältnis von Mensch zu Mensch vom ersten Tag an ist. Und wenn dann das letzte Stück Metermaß abgeschnitten ist – der Kompaniechef erkundigt sich vorher auch nach seiner Länge, ohne eine lähmende Entlassungsstimmung zu befürchten –, steht auch der Kompaniechef nicht ohne Wehmut am Tor; denn: „Wir sind doch alle junge Menschen. Da geht es einem schon nahe, wenn die Genossen scheiden."

So ist es schließlich nicht nur Verstandes- sondern auch Herzenssache, daß ihm seine Soldaten nicht aus dem Sinn gehen, wenn sie ihm aus den Augen sind. Zu wichtigen Feiertagen gehen Karten in alle Windrichtungen, und wenn es die Zeit erlaubt, wird auf Fernfahrt auch der Reservist besucht, der am Wege wohnt. Und dann kann es geschehen, daß nur die Großmutter zu Haus ist und fragt: „Sind Sie der Kompaniechef vom Horst?" Und Oma versucht dann den Kompaniechef, der den Vornamen, aber nicht den Genossen vergessen hat, mit einer Kanne Kaffee festzuhalten, bis der Enkel zurück ist.

Epilog von Spatz Schlaukopf

Senta, die Rassehündin, trollte sich einst beleidigt davon, weil ein Soldat sie mit seinem Bellen „geäfft" hatte. Hätte sie mehr über die Hundekompanie gewußt, wäre sie stolz über diese Begegnung gewesen.

Die von damals sind längst wieder daheim. Biber-Richter wollte in Torgau wie einst im Seesport Wind machen. Ein privater Versuch schlug fehl. Zur GST-Leitung aber ging er nicht, weil da eine uralte Geschichte war, die ihn gekränkt hatte. Der Vorstand kam aber auch nicht zu ihm. Windstille heute!

Gefreiter Wehrmeister las bei seiner Heimkehr in der Betriebszeitung die Schlagzeile: „Empfangt den Gefreiten Wehrmeister würdig!" Darunter war das Schreiben der Kompanie abgedruckt. Dabei blieb es. Er weiß nicht, wo er das Reservistenkollektiv finden könnte – obwohl dessen Leiter uns einmal versichert hatte, daß Werkleitung und Reservistenkollektiv mit den Entlassenen eine Aussprache führen werden.

Was ich, Spatz Schlaukopf, dazu sage? Wär ich ein Hund, so würde ich jetzt bissig werden!

Illustrationen: Paul Klimpke

Der besten Komsomolorganisation im Bezirk Cottbus überreichte Heinz Tauchert, Erster Sekretär der FDJ-Bezirksleitung, ein vom Zentralrat gestiftetes Ehrenbanner. Grund für die Auszeichnung gab unter anderem die gute Zusammenarbeit der Sowjetsoldaten mit den Waffenbrüdern des deutschen Nachbartruppenteils.

Es begann mit einem „Waldkampf"

VON GERHARD BERCHERT

Die sowjetische Regimentskapelle schmettert jubelnd los, stürmischer Beifall erfüllt den Saal. Ein wenig verlegen drückt Sergeant Afanasjew die Hand des deutschen Genossen, der ihm die im Scheinwerferlicht funkelnde Freundschaftsmedaille an die Uniform heftete. Des Dolmetschers Worte rauschen an seinem Ohr vorbei.

„Was hat er gesagt?" erkundigt er sich, wieder auf seinem Stuhl sitzend, bei einem sprachkundigen Nebenmann.

„Für deinen vorbildlichen Dienst ist die Medaille", flüstert der andere, „für gute Komsomolarbeit und weil du dein Leben eingesetzt hast, damals, beim Waldbrand."

„Aha. Und der mich auszeichnete, ist der Erste Sekretär . . .?"

„. . . Von der Bezirksleitung der FDJ in Cottbus, jawohl!" Valentin Michailowitsch Afanasjew strahlt. Dann klatscht er mit den anderen Beifall, weil nun noch ein Genosse, der Obersergeant Sterljachin, aus den Händen Heinz Taucherts die Medaille entgegennimmt. Sein Blick wandert zum Hintergrund der Bühne, wo Soldaten neben dem Ehrenbanner der Freien Deutschen Jugend Wache halten. Das erhielt die Komsomolorganisation seines Bataillons. Ist das alles kein Grund stolz zu sein? Die Gedanken des erst 23jährigen Sergeanten fliegen einige Monate zurück. Es war ein Tag wie jeder andere. Man hatte sich im Sommerlager, so gut es ging, häuslich eingerichtet. Afanasjew bildete künftige Panzermechaniker aus. Doch nein, halt, an jenem Tage war er ja Diensthabender. Er hatte die Einheit gerade zum Essen geführt, löffelte seinen Borschtsch. Bei solcher Gelegenheit denkt man gern an die Heimat, an das Dorf in der Gegend von Gorki, an die Eltern, die Braut, die Kollegen Traktoristen. Versonnen blickt der Sergeant zum Barackenfenster hinaus. Plötzlich springt er auf, schreit:

„Alarm! Feueralarm!" Die anderen sitzen einen Moment wie erstarrt, werfen dann ihre Löffel hin, springen auf, drängen hinaus. Von der Bahnlinie her wälzen sich über den Baumwipfeln dicke, schwarze Qualmwolken heran. Es brennt im Wald.

Einen Augenblick verharrt Afanasjew unschlüssig. Ausgerechnet heute sind die Offiziere irgendwo im Gelände zur Ausbildung! Dann richtet er sich auf, schaut in die Gesichter der ihn erwartungsvoll anblickenden Genossen — und erteilt Befehle. Sekunden später spritzen die Männer auseinander. Einige holen Spaten

Auch Obersergeant Sterljachin — er wurde ebenfalls mit der Freundschaftsmedaille der Freien Deutschen Jugend ausgezeichnet — vergißt die „Schlacht im Walde" nicht so schnell. Er befand sich mit seinen Soldaten gerade auf der Fahrschulstrecke, als Afanasjew Alarm schlug.

und Hacken, andere springen in die Panzer. Unter ihnen ist auch der Sergeant. Sein Gehirn arbeitet schnell und exakt. Mit den Panzern werden wir um die Brandstelle herum Schneisen legen, denkt er. Und durch die Schneisen ziehen wir Gräben, dann kann das Feuer nicht weiter.

„Vorwärts!" schreit Afanasjew in das Kehlkopfmikrofon. Aufheulend setzen sich die schweren Maschinen in Bewegung. Wie eine Herde wütender Elefanten gehen sie gleich darauf den Wald an. Bäume splittern und krachen, brechen berstend zu Boden. Wie Pendel schwingen die Köpfe der Männer hin und her, schlagen hier gegen die Optik, prallen dort gegen den harten Stahl. Die Hauben bieten nur unvollkommenen Schutz. Auch Afanasjew dröhnt der Schädel schon nach kurzer Zeit. Jetzt sieht er einen mächtigen Stamm auf sich zukommen. Fest und wie für ewige Zeiten hingepflanzt, steht er im Wege, bietet dem T-54 Trotz. Vergeblich. Der Motor brüllt auf; ein Kampf Leib gegen Leib entbrennt; dann neigt sich der Riese, stürzt donnernd zur Erde.

Schade um das schöne Holz, bedauert der Sergeant einen Augenblick die Verwüstung, die er anrichten muß. Doch es bleibt keine Wahl. Breitet sich der Brand weiter aus, wird der Schaden wesentlich größer. Es ist hier genauso, wie mit dem Krieg.

Stunde um Stunde verrinnt. Stickiger Qualm füllt die Panzer. Die Männer husten und keuchen. Kaum zu ertragende Hitze läßt den Schweiß in Strömen den Körper hinabfließen. Endlich ist der Bahndamm erreicht, von dem das Feuer seinen Anfang nahm. Afanasjew befiehlt zu wenden. Jetzt müssen noch die Stämme beiseite geräumt werden! Doch was ist das? Haben die sich plötzlich von allein aus dem Staube gemacht? Nein, da vorn rattern plötzlich Traktoren, schleppen die niedergewalzten Bäume zur Seite. Traktoristen von der LPG! freuen sich die Soldaten. Und auf einigen der Traktoren deutsche Waffenbrüder. Aber auch die Soldaten mit den Hacken und Schaufeln haben inzwischen deutsche Verstärkung erhalten. Mit einem Mal scheint es gar nicht mehr so heiß in den Panzern zu sein. Die Lungen atmen freier, und über die schweißverklebten Gesichter zieht hier und da ein breites Lachen. Lautes Händeklatschen reißt den Sergeanten aus seiner Versunkenheit. Ein Offizier in der Uniform der Nationalen Volksarmee ist an das Rednerpult getreten, ein Genosse des deutschen Nachbartruppenteils. Valentin Afanasjew war schon einige Male dort, zu Freundschaftstreffen, Sportfesten und zu Vergleichskämpfen. Mit zwei Panzern kam er einmal angerückt – und nur neue Leute drauf. Auch die deutschen Genossen stellten zwei Panzer hin — ebenfalls

mit Soldaten besetzt, deren Uniformen noch verdammt nach Kammer rochen. Und dann ging es los: auf- und absitzen nach Kommando, Batterie ausbauen, wieder einbauen und noch einige solcher kleinen Überraschungen. Es war schon ein rechter Spaß zuzugucken, wie alles bunt durcheinanderquirlte. Doch als man nach dem knappen Sieg einer der deutschen Panzerbesatzungen auf die Stoppuhren schaute, gab es Erstaunen. Unerhört, was diese jungen Soldaten in ihrem Wettbewerbseifer leisteten — die sowjetischen wie die deutschen.

Solch eine echte, herzliche Waffenbrüderschaft ist doch zugleich eine sehr nützliche Sache.

Dem Sergeanten kommt eine andere Episode in den Sinn. Da tummelt er sich doch eines Tages mit seinen Schülern auf dem Übungsplatz. Die Ketten wirbeln riesige Staubwolken auf. Afanasjew läßt gerade eine Wendung ausführen und glaubt sich nun an der Spitze der Kolonne. Plötzlich taucht aus der Staubwolke vor ihm ein Panzer auf. Er steht genau in der Fahrtrichtung, wird beinahe gerammt und macht noch nicht einmal Anstalten auszuweichen.

Immer muß einer aus der Reihe tanzen! denkt der Sergeant ärgerlich und ruft den anderen per Funk an. Doch der antwortet nicht. Da entdeckt Afanasjew an seinem Turm das Nationalitätsabzeichen der deutschen Waffenbrüder. Das ändert natürlich die Sachlage.

Minuten später kratzt er sich nachdenklich den Kopf. Die Genossen sind liegengeblieben. Kupplungsschaden.

„Macht nichts!“ läßt er mit Hilfe eines deutschen und eines sowjetischen Panzersoldaten verdolmetschen. „Wir schleppen euch ab. Zu eurer Werkstatt.“ Traurig schüttelt der deutsche Panzerkommandant den Kopf.

„Geht nicht“, sagt er, „die ist verlegt worden. Verbandsübung!“ Ratlos blicken sich alle einen Augenblick an. Dann entscheidet der Sergeant:

„Wir schleppen euch trotzdem ab. Zu unserer Werkstatt!“

Und so geschah es. Afanasjew hatte die Sache beinahe schon vergessen, da wurde er eines Tages ans Kasernentor gerufen. Draußen stand eine Abordnung des Nachbartruppenteils, darunter die deutsche Panzerbesatzung — mit einer Mandoline.

„Für die Genossen der Instandsetzungsbrigade“, sagte ihr Sprecher. „Weil wir noch rechtzeitig zur Übung gekommen sind!“

Wieder dröhnt Beifall auf. Valentin Afanasjew schreckt erneut hoch. Jetzt hat er doch tatsächlich die Rede des deutschen Genossen versäumt. Es war bestimmt eine gute Rede, denn alle klatschen und klatschen. Auch der Sergeant rührt emsig die Hände. Leise klingelt dabei die Medaille an seiner Brust.

„Ausgerechnet an jenem Tag war keiner von den Offizieren da“, erzählt Sergeant Afanasjew. „Da mußten wir eben selbst sehen, wie wir mit dem Feuer fertig wurden.“

MILITÄRTECHNISCHE Umschau

Ungarische Rechenmaschine

In diesem Jahre wird in der Ungarischen Volksrepublik mit der industriellen Fertigung einer neuen elektronischen Rechenmaschine begonnen, die von dem wissenschaftlichen Mitarbeiter der rechentechnischen Zentrale der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, Josef Landányi, entworfen wurde. Der „Maglolal", wie die Maschine genannt wird, weist eine größere Betriebssicherheit als alle bisherigen Anlagen dieser Art auf, ist billiger in der Herstellung und kann zu verschiedenen Zwecken benutzt werden. Ein Element (Baustein) dieses Apparates ist nicht größer als 0,2 cm^3. Die Grundfläche beträgt einen cm^2, die Höhe zwei mm. 100 Ferritringe von 1 mm ⌀ haben darin Platz. Ein solcher Baustein ist zur Fixierung von

1 260 000 000 000 000 000 000 000 000 000

Varianten, Buchstaben, Wörtern, Zahlen oder Zahlengruppen geeignet.

LKW auf Schienen

Nach einer einjährigen praktischen Erprobung ist in Volkspolen eine Ansatzvorrichtung für LKW in Serienproduktion gegangen, mit der Verladearbeiten bei der Eisenbahn schnell ausgeführt werden können. Im Bedarfsfalle können die Fahrzeuge mit Hilfe dieser Vorrichtung selbständig auf dem Gleis an den Waggon heranfahren. Die Vorrichtung hat ein eigenes Lenksystem und eigenen Antrieb. Sie eignet sich für alle Lastkraftwagen mit einer den Bahngleisen ähnlichen Spurweite.

Anno Tobak

Wissenwertes vom reisigen Zug

„Sie haben Tod und Verderben gespie'n,
wir haben es nicht gelitten,
zwei Kolonnen Fußvolk, zwei Batterien,
wir haben sie niedergeritten.
Die Säbel geschwungen, die Zäume verhängt,
tief die Lanzen und hoch die Fahnen,
so haben wir sie zusammengesprengt, —
Kürassiere wir und Ulanen ..."

Diese Verse schrieb vor rund 95 Jahren der Dichter Ferdinand Freiligrath. Sie zeigen, welch bedeutende Rolle der Kavallerie damals noch zugefallen ist. Aber bereits im ersten Weltkrieg war diese Waffengattung nicht mehr schlachtentscheidend wie etwa zur Zeit des „Alten Fritzen" oder gar wie im frühen Mittelalter. Die letzte große Attacke wurde am 30. März 1918 in der Schlacht bei Amiens von einer kanadischen Kavalleriebrigade geritten. Im zweiten Weltkrieg hatte die Reiterei im großen und ganzen „ausgespielt", es gab nur noch einzelne Reiter„züge", und jetzt gibt es in modernen Armeen überhaupt keine Kavallerie mehr. Nur die alten Begriffe künden noch von dieser Waffgattung. Aufgabe dieses (und des folgenden) Artikels soll es sein, die wichtigsten Wörter zu deuten.

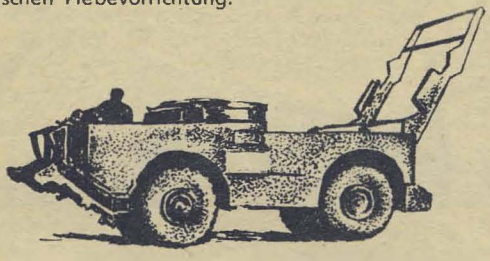
Das Wort Kavallerie kommt aus dem Italienischen und wird von „cavallo" = Pferd abgeleitet. Etwa bis 1600 hieß bei uns die Kavallerie „Reuterei" oder „der reisige Zug". Husar (von lateinisch „cursarius" = Schnelläufer, ein Streifender, von lateinisch „cursus" = Lauf) bedeutete ursprünglich „berittener Räuber". (Das Wort Korsar = Schnellsegler, Seeräuber hat übrigens dieselbe Ableitung!) Noch im 30jährigen Krieg wurden die Husaren nicht als ordentliche Soldaten, sondern als umherstreifende Bande angesehen. Sie erhielten meist keinen Sold, sondern wurden gewissermaßen auf „Beutebasis" angeworben. Hinter der Fischerbasteipromenade in Budapest steht das Standbild des berühmten Reitergenerals „András Hadik"; er war „Inhaber" des nach ihm benannten Husarenregimentes. Während des Siebenjährigen Krieges gelang ihm ein tolles Husarenstück: Mit einem Streifkorps Husaren drang er bis nach Berlin vor, und bevor die Truppen Friedrichs II. eingreifen konnten, trieb er von der preußischen Hauptstadt eine Kontribution von dreihunderttausend Gulden ein. Seine persönliche Beute bestand dabei lediglich aus einem Dutzend Handschuhen. Leider stellte sich später heraus, daß sie alle nur auf die rechte Hand paßten. *Dozent H. Hertel*

Stahl wird geröntgt

Um Fehler in Stahlkonstruktionen wie Schiffsrümpfe, Großbehälter, Brücken u. a. zu finden und zu beseitigen, wird neuerdings in Polen die Methode des Röntgens unter gleichzeitiger Ausnutzung des Ultraschalls angewendet. Dieses Verfahren ist von Wissenschaftlern der Technischen Hochschule Szczecin entwickelt und erstmals verwendet worden. Der Ultraschall entdeckt den Fehler, die Röntgenstrahlen bestimmen Ort, Größe und Form.

GT-8 Selbstlader

Ein schweres Transportmittel, der GT-8 Selbstlader, wurde in Westdeutschland gebaut und erprobt. Das Fahrzeug kann eine Nutzlast von 20 t transportieren und zusätzlich acht Personen befördern. Die Masse des GT-8 beträgt 6,5 t, seine Höchstgeschwindigkeit 67 km/h. Die Be- und Entladung erfolgt mittels einer hydraulischen Hebevorrichtung.



Schiffsradar „Photoplot"

Ein in England hergestelltes Schiffsradar hat diesen Namen erhalten. Die Informationen werden wie üblich auf einem Bildschirm wiedergegeben. Danach wird die Darstellung auf einen 16-mm-Spezialfilm aufgenommen, der in wenigen Sekunden entwickelt und dessen Bild auf die Unterseite eines durchscheinenden Schirmes projiziert wird. Die georteten Gegenstände erscheinen schwarz auf weißem Hintergrund und geben ein stabiles Bild von 68,5 cm Durchmesser.

Universalschlepper

Wie unlängst von westlichen Agenturen verlautbart wurde, soll die US-Armee einen neuen, gummibereiften Schlepper für schwere Lasten erhalten. Das Fahrzeug wird von einem 6-Zylinder-Dieselmotor angetrieben und hat Anhänge- bzw. Anbaumöglichkeiten für Räumschare, Erdräumer, Winden oder einen Schneepflug. Der Schlepper soll eine normale Marschgeschwindigkeit auf Straßen erreichen und auch lufttransportfähig sein.

Verwandlungs-MG

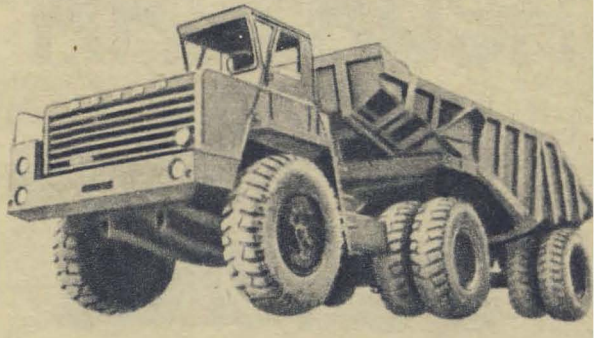
Wie die Zeitung „Néphadsereg" berichtet, ist ein neues Maschinengewehr in die Bewaffnung der tschechoslowakischen Volksarmee eingeführt worden. Es handelt sich um eine Schützenwaffe, die in wenigen Sekunden aus einem lMG in ein sMG verwandelt werden kann. Dazu ist lediglich ein Laufwechsel nötig, denn die Version als sMG hat einen schwereren und längeren Lauf. Auch zur Fliegerabwehr kann die Waffe – mit einem speziellen Visieraufsatz versehen – eingesetzt werden. Mit diesem MG kann normale und panzerbrechende Munition aus Magazinen oder Gurten verschossen werden. Weitere Einzelheiten bzw. taktisch-technische Daten sind nicht bekannt.

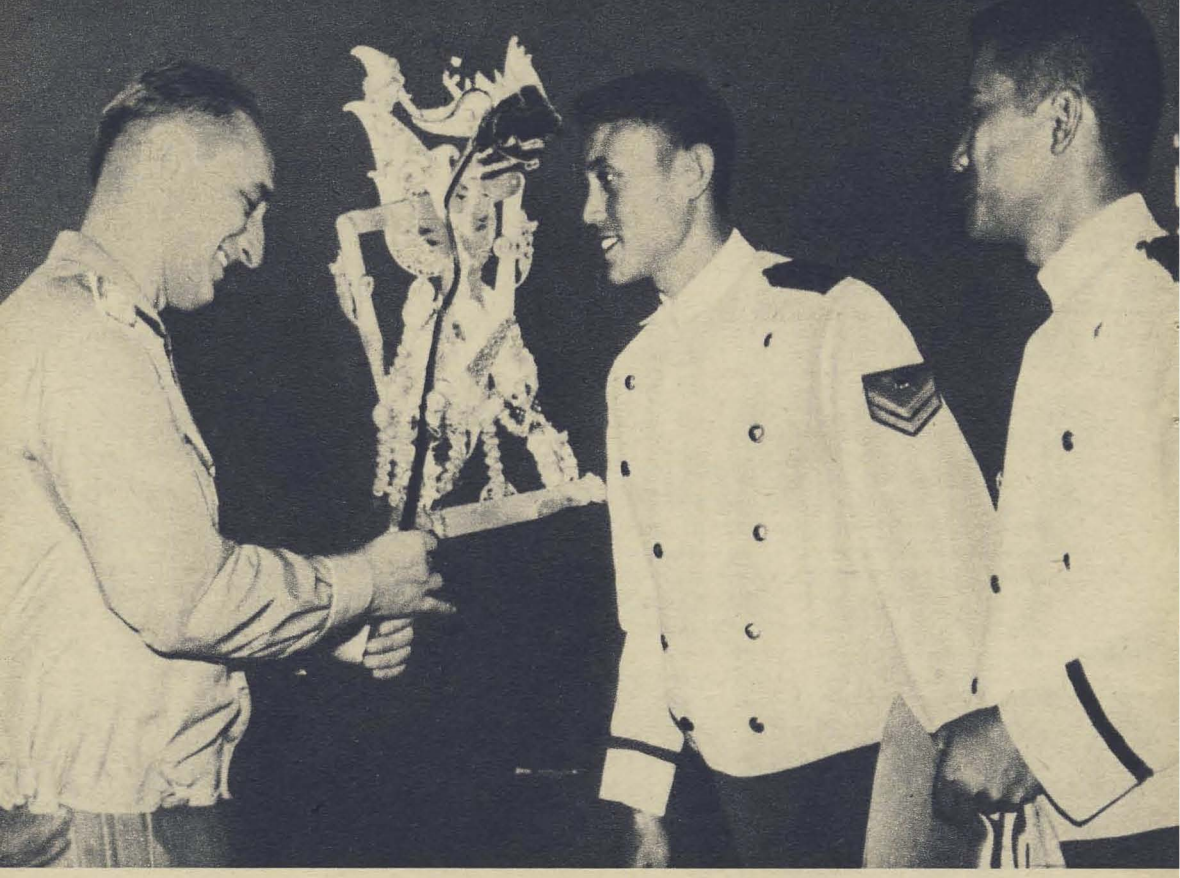
Nike Ajax und Hawk

Die holländische Armee baut gegenwärtig fünf Regimenter Luftverteidigung auf. Diese Einheiten sollen mit den Boden-Luft-Raketen Nike Ajax und Hawk ausgerüstet werden (zwei Regimenter mit Nike Ajax- und drei mit Hawk-Raketen). Weiterhin ist vorgesehen vier Fregatten mit der englischen Luftabwehrrakete Seacat auszurüsten.

„Bel AS-548 W"

Vom belorussischen Automobilwerk wurde der neue Autozug „Bel AS-548 W" auf den Markt gebracht. Dieser überschwere Lastkraftwagen hat ein Transportvermögen von 65 t – d. h., mehr als ein Pullmanwaggon. Seine maximale Geschwindigkeit beträgt 58 km/h.





NACH AUFZEICHNUNGEN GESTALTET VON GERHARD BERCHERT

Stube neunzehn und der General

Um der Wahrheit die Ehre zu geben: Es kann auch Stube siebzehn gewesen sein, oder Stube dreiundzwanzig; denn Soldatenstuben gleichen sich meist wie ein Ei dem anderen — auch in Indonesien. Kaum unterscheiden sie sich von denen unserer Soldaten: Feldbetten, Nachtschränke, ein Tisch, Hocker. Die Wände erstrahlen in blendendem Weiß. Doch halt! Der europäische Besucher erspäht sofort: Es gibt keine Öfen — und keine Scheiben in den Fenstern. Dafür Jalousien, die den sengenden Sonnenstrahlen den Zugang verwehren. Aber das ist auch nötig. Schließlich beträgt die Jahresdurchschnittstemperatur in diesem Reich der dreitausend Inseln, das sich zwischen Südchinesischem Meer, Indischem Ozean und Stillem Ozean über rund fünftausend Kilometer längs des Äquators erstreckt, nicht weniger als plus sechsundzwanzig Grad. Und an jenem Dezembertag des vergangenen Jahres, da der Stellvertreter des Ministers für Nationale Verteidigung, Generalleutnant Heinz Keßler, die Akademie der indonesischen Luftstreitkräfte in Maguwa auf Java besucht, klettert die Quecksilbersäule gar auf achtunddreißig Grad. Freilich, man hat ihm zu Hause eine weiße Extrajacke schneidern lassen — Weiß ist ja die sonnenstrahlenreflektierende Farbe der Tropen —, aber sie wurde aus dem gleichen Stoff

Puppenspiel will gelernt sein. Aber noch wesentlich schwerer ist es, diese kunstvoll gestalteten Figuren herzustellen. Die Drei von der „Neunzehn" (hier nur zwei im Bild) haben dem General mit ihrem Geschenk eine große Freude bereitet.

wie andere Uniformjacken genäht. So zieht es der General an diesem glühendheißen Tage vor, die zwar nur schlicht steingraue, aber doch leichtere Sommerbluse zu tragen.

Er geht nun also mit seinem Ehrengefolge auf die Stube neunzehn zu (oder siebzehn oder dreiundzwanzig). Jemand öffnet zuvorkommend die Tür, läßt höflich den Gast als ersten eintreten. Drei braunhäutige, uniformierte junge Männer erheben sich rasch von ihren Hockern und blicken ihn erwartungsvoll an. Noch nie war ein ausländischer General an ihrer Schule zu Gast, noch dazu gleich ein Minister und aus einem für sie so unendlich weit entfernten Land.

Wie mag es ihm bei uns gefallen? denken die drei Offiziersschüler. Was wird er sagen? Er sagt etwas ganz Natürliches, nämlich „Guten Tag! Wie geht es Ihnen?" Ebenso natürlich erwidern sie den Gruß des Generals und antworten auf die Frage wie aus einem Mund: „Gut, ausgezeichnet!"

Nur ein paar höfliche Floskeln? Es kommt nicht immer nur auf die Worte an! Die Art des Händedrucks, der Blick, das herzliche Lächeln sagen oft weit mehr aus. Und auf „Stube neunzehn" strahlen plötzlich die Gesichter, als sei man einem guten alten Freund nach langen Jahren wiederbegegnet — oder als habe man unerwartet ein Geschenk erhalten.

Ein Geschenk — man müßte dem Gast etwas schenken! Kaum ist der General wieder aus dem Zimmer, stecken die Drei ihre Köpfe zusammen. Noch ist Zeit bis zum Meeting.

Vorhin, als sie auf dem Appellplatz angetreten waren und der Wagen mit den zwei Standern — mit dem rot-weißen der Republik Indonesia und mit dem der DDR — vorfuhr, hatten sie ganz einfache Neugier verspürt. Genau registrierten sie die Haltung des fremden Generals, als er sich vorn auf das Podium stellte — der Kommandeur ihrer Schule einen Schritt hinter ihm —, und beobachteten seinen Gesichtsausdruck, als ihm der diensthabende Offiziersschüler meldete: „Exzellenz! Kadetten zu Ihren Ehren angetreten! Losung des Tages: Freundschaft zwischen unseren Völkern!"

Na ja, er hatte ein ziemlich feierliches Gesicht gemacht. Dann war er vorgetreten, hatte militärisch gegrüßt, sich verneigt, die Front abgeschritten und schließlich die Parade abgenommen. Bis auf die fremde Uniform war das eigentlich wie üblich gewesen. Man müßte etwas mehr über diesen Menschen erfahren, über seine Armee. Ob es wohl stimmt, daß die Leute dort alle nur ein oder zwei Kinder haben? Sechs sind doch normalerweise das mindeste für eine glückliche Familie. Und Generalmajor Puspojudo, der den Gast hierhergeleitete, soll sogar acht haben. Man sagt, der Generalmajor sei schon in der DDR gewesen. Der weiß sicher mehr als wir. Er versteht ja auch Deutsch. Man merkt das, wenn er sich mit dem Gast unterhält. Mit dem müßte man übrigens auch einmal sprechen können. Wäre bestimmt interessant. Ist schließlich ein Fliegergeneral — Chef der Luftstreitkräfte und Luftverteidigung, wie der Kommandeur erklärte. Welche Flugzeugtypen die in der DDR wohl fliegen mögen? Ob die auch solche schöne neue Offiziersschule haben? Wie lange mag dort die Ausbildungszeit sein? Fragen über Fragen.

Als dann jedoch plötzlich die Stubentür aufging und der Gegenstand ihres Interesses vor ihnen stand, hatten sie prompt alles vergessen. Erst jetzt, da sie tüfteln, was sie dem Gast wohl schenken könnten, fällt ihnen wieder ein, wonach sie so brennend gern fragen wollten. Doch sie trösten sich: Vielleicht ist nach dem Meeting noch Zeit.

Etwa dreihundert indonesische Soldaten sitzen dann sehr diszipliniert und voller Erwartung in dem ausgeschmückten Versammlungsraum.

So wie hier an der Offiziersschule der Landstreitkräfte in Magelang wurde Generalleutnant Keßler in jeder Armeedienststelle mit allen militärischen Ehren empfangen. Die Soldaten trugen Paradeuniformen und boten dem Beschauer ein farbiges Bild.

Die meisten von ihnen sind Offiziersschüler. Flugzeugführer wollen sie werden, Techniker, Steuerleute. Jeder von ihnen besitzt die Mittlere Reife. Das ist Aufnahmebedingung. Die Folgen der jahrhundertelangen holländischen Kolonialherrschaft sowie der japanischen und britischen Okkupation lassen sich jedoch auch im Bildungswesen nicht von heute auf morgen überwinden. Deshalb befinden sich zur Zeit noch verhältnismäßig wenig Arbeiter- und Bauernsöhne an den Offiziersschulen.

Ein Raunen geht durch den Saal: Habt ihr schon gehört? Der General aus der DDR will uns militärische Fachbücher schicken! Unser Kommandeur hat ihn darum gebeten!
Fachliteratur ist noch rar. Ebenso wie bestimmte Ersatzteile. Plötzlich stoppten die Amerikaner ihre Lieferungen. Indonesiens antiimperialistische Politik gefiel ihnen nicht und nicht das Eintreten Präsident Sukarnos für die friedliche Koexistenz.
Vom Eingang her rauscht Beifall auf, schwillt an. Spontan erheben sich Offiziere und Kadetten. Unter ihnen auch die Drei von der „Neunzehn". Aber während zwei von ihnen eifrig in die Hände klatschen, hütet der Dritte sorgsam einen flachen, von einem Tuch verhüllten länglichen Gegenstand.
Der Kommandeur heißt noch einmal den Gast herzlich willkommen. Dann erteilt er ihm das Wort. Still ist es im Raum. Man würde außer den Stimmen des Redners und seines Dolmetschers höchstens das Rauschen der Palmen unter dem Atem des „winterlichen" Nordost- oder Nordwestmonsuns hören können, wäre dem nicht heute unter der ermüdenden Sonnenglut die Kraft ausgegangen. Dem General dagegen ist keine Erschöpfung anzumerken. Frei spricht er, ohne Manuskript — genau dreiundvierzig Minuten, wie nachher ein Blick auf die Uhr verrät. Doch er hätte getrost noch eine Stunde reden können. Die Zuhörer hängen mit den Blicken wie gebannt an seinen Lippen, lassen sich kein Wort entgehen. Wohl zum erstenmal erfahren viele von ihnen konkrete Einzelheiten über das Leben in der DDR, über die vom imperialistischen Westdeutschland ausgehende Kriegsgefahr, über die Anstrengungen der Nationalen Volksarmee, den umfassenden Aufbau des Sozialismus in ihrer Heimat zuverlässig zu schützen.
Mehr als einmal mag es der Gedanke ‚Das sind doch Soldaten wie wir!' sein, der sie zu stürmischem Applaus hinreißt. Und als Generalleutnant Keßler erklärt: „Die Soldaten der Nationalen Volksarmee sind bereit, jeden imperialistischen Aggressor zu vernichten", da kennt der Beifall keine Grenzen. Das sind Worte, die sowohl die Drei von der „Neunzehn" wie alle Anwesenden voll und ganz begreifen. Droht doch auch ihnen Gefahr. Vor allem von der imperialistisch beherrschten Zwangsföderation Malaysia. Und auch sie sind entschlossen, den Feind zu zerschlagen. Weit öffnen sie dem Gast ihre Herzen, auch ohne zu wissen, was dem wenige Tage vorher einer ihrer höchsten Vorgesetzten gesagt hatte.
Wir haben einen gemeinsamen Feind und führen einen gemeinsamen Kampf, versicherte ihm General Nasution, der Koordinierende Minister (Stabschef) aller bewaffneten Kräfte der Republik Indonesien. Und: In den prinzipiellen Fragen haben wir nur Gemeinsames.

Aufmerksam lauschen die Offiziersschüler auch, als ihnen Generalleutnant Keßler zu der großartigen Ausbildungsstätte gratuliert, die ihnen das Volk geschaffen hat, und als er von der hohen Verpflichtung spricht, dessen eingedenk auch stets die Heimat, die Interessen des Volkes zu verteidigen. Beifällig klatschen sie. Ja,

Zwei Wochen lang weilte die von Professor Dieckmann geleitete Volkskammerdelegation in der Republik Indonesien. In einer freundschaftlichen Begegnung mit Präsident Sukarno legte sie unter anderem den Standpunkt unserer Regierung zur Lösung der Deutschlandfrage dar, den das indonesische Staatsoberhaupt ausdrücklich unterstützte. Von der indonesischen Bevölkerung wurden die Gäste aus der DDR mit gewinnender Herzlichkeit begrüßt. Dichte Menschenspaliere säumten die Straßen, und überall wehte die Staatsflagge der Deutschen Demokratischen Republik.

Die indonesische Armee ist noch sehr unterschiedlich ausgerüstet. Doch in zunehmendem Maße kauft die Republik Indonesien moderne Waffen und Geräte in den befreundeten sozialistischen Ländern (auf dem Foto ist beispielsweise die sowjetische Maschinenpistole Kalaschnikow zu erkennen).

es ist wahr. Ihre Schule kann sich schon sehen lassen. Da sind die Unterkünfte, die Lehrkabinette, das großartige Sportstadion, das Schwimmbad. Alles neu, geräumig, modern. Vieles noch im Bau. Dazu der Flugplatz, mit den großen Hallen, die von der Volksrepublik Polen geliefert wurden — ohne politische Bedingungen, ohne militärische Drohungen.

So manches Vorurteil gegen die sozialistischen Staaten räumte deren uneigennützige Hilfe für die antiimperialistischen Nationalstaaten schon aus. Die eigene Erfahrung lehrte auch diese Offiziersschüler bereits, Freund und Feind zu unterscheiden. Wie alle Angehörigen der indonesischen Armee dürfen sie keiner politischen Partei angehören. Doch in Abständen kommen Funktionäre der Kommunistischen Partei Indonesiens zu ihnen an die Schule und lesen innerhalb des sozialpolitischen Unterrichts Lektionen. Auch das hilft, bestimmte Zusammenhänge besser zu erkennen.

Und so ist es nicht verwunderlich, daß dem General aus Deutschlands sozialistischer Republik offen eine Woge herzlichster Sympathie entgegenschlägt, als er am Schluß seiner Rede für die erwiesene Aufmerksamkeit dankt.

Der Kommandeur überreicht ihm sein Freundschaftsgeschenk, einen Kris. Das ist ein kunstvoll gearbeiteter Dolch, eine traditionelle Waffe aus der reichen Geschichte des indonesischen Volkes. Nun hält es jedoch auch die Drei von der „Neunzehn" nicht mehr auf ihren Plätzen. Sie stürmen unter dem Jubel der anderen nach vorn und reichen, sich immer wieder verneigend, dem ihnen so lieb gewordenen Gast ihr Geschenk.

„Grüßen Sie bitte die Kameraden an Ihrer Fliegerschule von uns", sagt ihr Wortführer. Mit Freuden verspricht es ihnen der General. Kaum findet er Worte, seine Dankbarkeit auszudrücken. Behutsam nimmt er das zerbrechlich aussehende Geschenk entgegen, eine herrliche Schattenspiel-Puppe, Zeugnis uralter indonesischer Volkskunst.

Spätestens in diesem Augenblick ist jede Spur steifer Förmlichkeit — falls es sie hier, wie bei so manchem offiziellen Besuch, überhaupt gegeben hat — geschwunden. Und bei dem folgenden Imbiß schiebt die Kraft herzlichen Verstehens jedes überflüssige Zeremoniell beiseite. Endlich kommen nun auch unsere Drei dazu, ihre Fragen an den Mann zu bringen.

Unermüdlich spielt dazu ein Laienorchester der Kadetten europäischen Ohren fremd klingende, alte Volksweisen. Eifrig zupfen die Musikanten die Saiten der Rebab, blasen die Suling, trommeln auf der Kendang und schlagen die Bonang, ein auf verschiedene Tonhöhen abgestimmtes Gongspiel. Ordonnanzen reichen Kekse, Tee sowie Früchte und Säfte, die in ihrer Vielfalt den Gaumen der meisten Europäer noch unbekannt sein dürften.

Und der General erzählt, erzählt, erzählt. Vor allem natürlich von der Fliegerei. Immer wieder interessieren sich die Gastgeber besonders für die Schule der Luftstreitkräfte und Luftverteidigung, die im Charakter ihrer Lehrstätte gleicht. Viel zu schnell vergeht die Zeit. Doch unerbittlich tritt das Protokoll wieder in seine Rechte.

Draußen fahren die Autos vor. Der Wagen mit den Standern und die Begleitfahrzeuge. Unter ihnen eines mit roten Sternen über dem Nummernschild, als Zeichen, daß in ihm ein General der indonesischen Armee fährt.

Winkend und lachend verabschieden die Offiziersschüler, ein dichtes Spalier bildend, ihren Gast. Auch als der schon längst das Tor mit der Ehrenwache sowie mit den Staatsflaggen Indonesiens und der Deutschen Demokratischen Republik passiert hat, grüßen die Drei von „Stube neunzehn" und ihre Kameraden noch immer den in der Ferne verschwindenden Konvoi mit den Blicken abschiednehmender Freunde.

1000,00 MDN
Preis ausschreiben

Hauptgewinn		500 MDN
ferner	4mal	50 MDN
	5mal	20 MDN
	20mal	10 MDN
an 30 Gewinner		1000 MDN

Auf zur AR-Übung!

Diesmal wollen wir Sie, lieber Leser, an einer militärischen Übung teilnehmen lassen. Ausgerüstet mit Waffe, Stahlhelm und einem klugen Köpfchen sollen Sie als Soldat einige allgemeine militärische Aufgaben lösen. Ob Sie das können? Aber gewiß! Wir verlangen keine umfangreichen Spezialkenntnisse. Sehen Sie sich die Aufgaben also bitte genau an. Etwas Überlegung, etwas Mathematik, und notfalls können Sie auch tippen, ob A, B oder C richtig ist. Schreiben Sie die Lösungen bitte auf eine Postkarte und senden Sie sie an:

Redaktion „Armee-Rundschau"
1018 Berlin
Postschließfach 7986.

Einsendeschluß: 5. April 1965
(Datum des Poststempels).

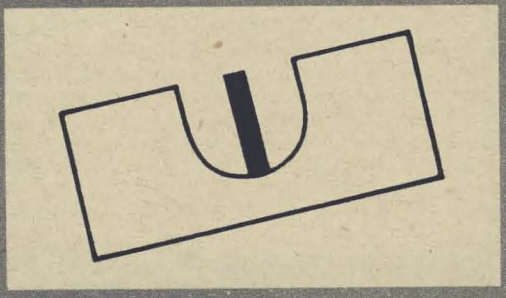
Also Stahlhelm auf und mitgemacht! Viel Freude beim Lösen der Aufgaben und viel Glück bei der Auslosung, die wie immer unter Ausschluß des Rechtsweges erfolgt, wünscht Ihnen

Ihre „AR"

1

Wenn Sie schon einmal mit einem Kleinkalibergewehr geschossen haben, dann werden Sie wissen, daß nicht jeder Schuß ins Schwarze trifft. Sie machten also Zielfehler. Aber welche? Wo liegt zum Beispiel der Schuß, wenn Sie die Waffe links verkanten?

a) links hoch?
b) links?
c) links tief?

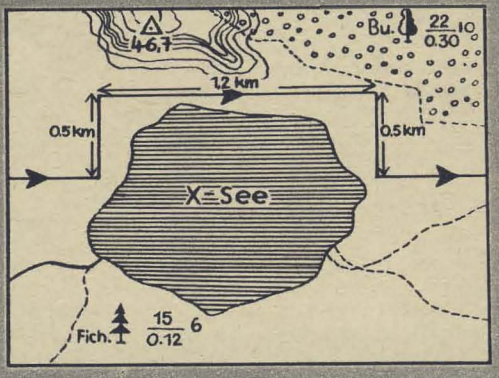


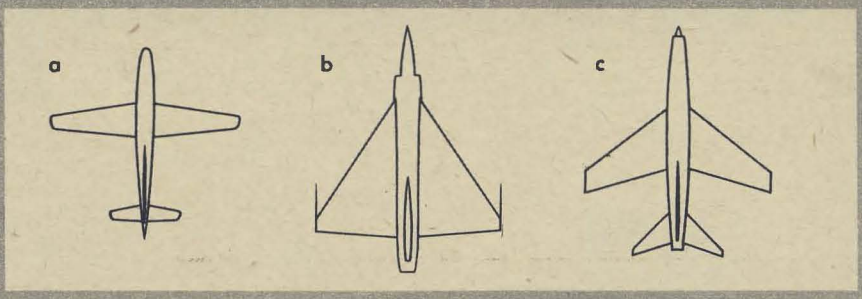
2

Ein Melder soll zu Fuß eine Meldung zum Stab bringen, der 9 km (Luftlinie) entfernt liegt. Ihm wurde nur die Marschzahl 24 gesagt, und das Gelände ist ihm nicht bekannt. Um 14.20 Uhr marschiert er los, seine durchschnittliche Marschgeschwindigkeit beträgt 6 km/h. Unterwegs gerät er unerwartet an einen See, den er umgehen muß. Er macht dabei den in der Skizze eingetragenen Umweg.

Wann trifft der Melder beim Stab ein?

a) 15.40 Uhr?
b) 16.00 Uhr?
c) 16.10 Uhr?





3

Nehmen Sie an, Sie sind als Luftbeobachter eingeteilt. Da Sie nicht alle Flugzeugtypen kennen, beschreiben Sie sie eben nach der Form ihrer Tragflächen. Welches der hier dargestellten Flugzeuge ist das mit den Trapezflügeln?

4

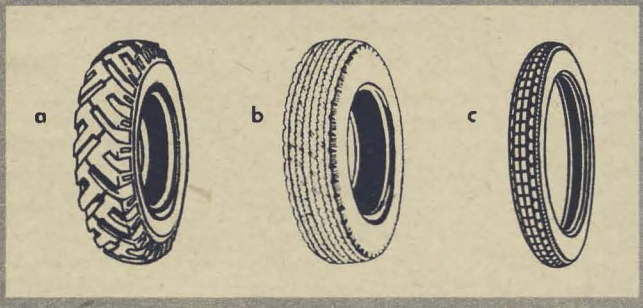
Am Tage ist es relativ einfach, Entfernungen zu schätzen. Einzelne Häuser erkennt man beispielsweise bis zu 5 km, einzelne Bäume bis zu 3 km, Umrisse eines gehenden Menschen bis zu 1 km. Aber bei Nacht? Was meinen Sie, wie weit man nachts eine brennende Zigarette sehen kann?

a) bis zu 50 m?
b) bis zu 200 m?
c) bis zu 600 m?

5

Bei einer Nachtübung eröffnet der Gegner schon auf große Entfernung MG-Feuer. Vom Aufblitzen des Mündungsfeuers bis zum Eintreffen des Schalles stoppt der Gruppenführer 6 Sekunden. Wie weit ist der Gegner noch entfernt?

a) ca. 2000 m?
b) ca. 1500 m?
c) ca. 900 m?



6

Der Fahrer eines geländegängigen LKW G 5 braucht neue Reifen für sein Fahrzeug. Im Lager zeigt man ihm Reifen verschiedener Profile. Für welches Reifenprofil wird er sich entscheiden?

Auflösung Nr. 1/65
1000,–MDN–Preisausschreiben

In diesem Fall „zerfiel" unsere MPiK in die Teile 2, 5, 6, 7 und 10. Den Zweiflern sei verraten, daß weder MG-Lauf mit Zweibein (4), noch Trommelmagazin (9) oder gar das „Makarow"-Griffstück (1) zur Maschinenpistole gehören.

Es gewannen:

500,— MDN:

Soldat Klaus Damköhler, Ditrichshütte.

Je 50,— MDN:

W. Köhler, Berlin-Adlershof; F. Runkel, Leipzig; Funker K. Bauer, Leipzig; Obermaat Jürgen Anke, Tarnewitz.

Je 20,— MDN:

Hannelore Zierold, Dresden; VP-Wm. Maczak, Leipzig; Uffz. Peter Werner, Leipzig; Fw. d. R. Mühlan, Görlitz; Ursula Neumann, Görlitz.

Je 10,— MDN:

Günter Wiergowski, Roßleben; Schüler Ralf Kalz, Cottbus; Lotte Murch, Aue; Johannes Watzke, Berlin-Köpenick; Kanonier Erhard Scherhus, Stallberg; Helga Lege, Mühlhausen; Monika Blankenburg, Greiz; Pionier Rusack, Scharlibbe; Wolfgang Zeeh, Wurzen; Gefr. Michael Kaemmerer, Rostock; A. Schütze, Berlin-Köpenick; Hannelore Stuhr, Plaue; Stabsobermstr. Kolm, Greifswald; Obermatr. Lück, Saßnitz; K. Reinke, Veltheim; Konrad Bauer, Leisnig; Helmut Köhler, Nöbdenitz; Erich Klatt, Granzin; Uffz. d. R. Eckhard Rohloff, Schönebeck; Bernd Perschel, Coswig.

Der zitronengelbe Korken

Spionageerzählung

von FERDINAND MAY

Der Vorsitzende des Jakobinerklubs zu Brest, Bürger Tellier, stand zusammen mit Kapitän Henri Carrier am äußersten Punkt der Hafenmole. Die grauen Wellen schwappten gegen die Steinquadern, der Himmel war mit tiefhängenden bleifarbenen Wolken bedeckt. Draußen auf der Reede hob sich die Takellage einer Fregatte gegen die Kimm. Fischerboote mit braunen Segeln dümpelten in der hohen Dünung.

„Ein Jahr Krieg, Bürger Kapitän. Die Republik ist von Feinden umstellt wie der Eber auf der Saujagd. Und die englische Kreuzspinne webt ihre Netze. Wir haben zuverlässige Nachricht, daß in der vergangenen Woche eine Zweimastbark mit Waffen, Munition und Falschgeld an Bord vor Port du Touquet entladen worden ist. Fischer haben die Fracht übernommen und landeinwärts gebracht. Jetzt dürften die Flinten bereits in den Händen der Konterrevolution sein. Die Vendée* ist ein einziger Aufruhrkessel."

Bürger Tellier sah in die eisgrauen Augen des Kapitäns, der mit einem Fernrohr die Weite des Kanals abgesucht hatte. Carrier trug einen Mantel aus Öltuch, an seinem dreispitzigen Hut die blauweißrote Kokarde der Republik.

„Leer, Bürger Tellier. Kein Segel zu entdecken", sagte er schließlich und setzte sich auf einen Poller, um sich seine Stummelpfeife anzuzünden, „ich habe den Verdacht, daß irgendwo einer sitzt, der alle unsere Operationen verrät. Ich sage dir, sie hocken scheinbar harmlos in Büros und Intendanturen, auch in den verdammten Hafen-

---

* Landstrich an der Westküste Frankreichs. Die dort ansässigen Bauern – unwissend und streng katholisch – waren von Priestern und ehemaligen Feudalherren so fanatisiert worden, daß sie Robespierre und seine Anhänger für die Verkörperung des Antichrist hielten und einen blutigen Aufstand entfesselten.

kneipen. Nachts gehen die Nachrichten ab. England zahlt gut."

„Hurengesindel! Verraten die Revolution! Noch immer ist die Marine eine Domäne ehemaliger Adliger." Tellier bot mit seiner Tuchjacke Schutz, damit die Pfeife Carriers brennen konnte.

„Was spricht man bei den Jakobinern vom Hafenkommandanten, dem Bürger Bretteville? Ist er nicht auch ein Ehemaliger? Ein Marquis?" fragte Carrier.

„Man sagt, er sei der Republik ergeben. Wir brauchen Berufsoffiziere, können nicht nach Herkunft und früherer Gesinnung fragen." Tellier spie verdrossen ins Wellengeschwapp. „Eine verfluchte Situation. An der Front in den Vogesen laufen Offiziere zum Feind über, Preußen-Österreich bekommt einen bequemen Krieg."

Kapitän Carrier knöpfte seinen Mantel zu, rückte das Degengehänge zurecht; in einer Stunde sollte er sich beim Hafenkommandanten melden. „Du bist erst kurze Zeit bei uns, Bürger Carrier. Hast beste Empfehlungen von Robespierre, von Carnot. Dein bisheriges Kommando in Toulon war sicherlich friedlicher?"

„Friedlicher? Im Krieg? Ganz Toulon ist ein Rattennest der Gegenrevolution. Ein jakobinischer Offizier ist verfemt. Glaube mir, die reichen Bürger von Toulon würden liebend gerne die englische Flotte im Hafen sehen."

„Du bekommst aber ein schönes Schiff. Wirst zufrieden sein. Auch eine gute Mannschaft. Der Steuermann ist zuverlässig. Kenne ihn. Ist aus der Gegend von Cherbourg."

„Und der Wachoffizier?"

„Der allerdings ist ein Ehemaliger. Stammt aus Paris. Hat den Adelsbrief von der Urgroßmutter. Die bekam ihn als Belohnung von Heinrich IV. unter das Kopfkissen. Aber dafür kann er nichts. Du verstehst."

„Ich verstehe. Und wie nennt er sich?"

„Leutnant Dieuzie ..." Bürger Tellier entfernte sich, seine gedrungene Figur wurde von den düsteren Hafenbastionen aufgeschluckt ...

Der Kommandant des Hafens, Admiral Bretteville, machte einen vielbeschäftigten Eindruck. Er sah erst auf, als Kapitän Carrier vor ihm stand und die vorschriftsmäßige Meldung machte.

„Richtig, Kapitän Carrier. Sie übernehmen ab sofort die ausfahrbereite ‚Saint-Marie'. Eine Fregatte erster Klasse. Vierzig Geschütze. Achtzehnpfünder. Sie kreuzen im Kanal und unter der Atlantikküste. Einzige Aufgabe: Verhinderung von Waffenschmuggel. Es ist auch zuverlässig gemeldet worden, daß von der englischen Insel Jersey Emigranten abgehen sollen, vorgesehen als militärische Führer für die Bauernhaufen in der aufständischen Vendée. Ich empfehle Ihnen, diesen Bereich besonders im Auge zu behalten."

„Und ich kann jedes Schiff aufbringen?" Carrier beugte sich über die Seekarten, die unter Glas auf dem Tisch des Kommandanten lagen.

„Jedes, Kapitän. Wir sind im Krieg. Sollten diplomatische Verwicklungen entstehen, falls Sie neutrale Schiffe aufhalten, so haften Sie allerdings ganz persönlich. Die Operation ist zeitlich beschränkt. Ich erwarte Sie am ... 25. Mai zurück. Proviant haben Sie für einen Monat an Bord. Also, wie sagt man? Ca ira." * Als Carrier gegangen war, nahm der Hafenkommandant die Feder zur Hand. Ein Lächeln glitt über seine verlebten Gesichtszüge. Er schrieb an den Bürger Boulanger in Calais, daß die bestellte Ware an Bord der Saint-Marie abgehe und der Passagier aus Toulon sie begleite. Es bleibe dem Bürger Boulanger überlassen, dem Schiff einen festlichen Empfang auf der Höhe von Jersey zu bereiten.

Es war Neumond an diesem Apriltag des Jahres 1793, als die Fregatte „Saint Marie" die Anker lichtete. Der Himmel hing schwer herab. Finster wurde die Nacht, finster das Meer. Kapitän Carrier starrte in die Dunkelheit, alle Lichter waren gelöscht bis auf die Laterne am Kompaß. Hier stand der Steuermann Jacques Briand, und nur sein bärtiges Gesicht wurde erhellt, wenn er sich vorbeugte, um den Kurs abzulesen.

„Ich bin hier daheim. Verbinden Sie mir die Augen, Kapitän, ich höre an der Brandung oder am Klang der Kirchenglocken landeinwärts, wo wir sind", sagte er.

„Wir steuern einstweilen unsere Küste entlang", ordnete Carrier an. Gegen Mitternacht, der Wind blies hohl und ließ Sturm ahnen, sichteten sie Fischerboote, die mit vollen Segeln der Küste zusteuerten. Eine ausgesetzte Schaluppe, von Leutnant Dieuzie befehligt, verlegte ihnen den Weg. Die Durchsuchung blieb ergebnislos. Kein Waffenschmuggel. Die wortkargen Männer schienen die Notwendigkeit der Kontrolle einzusehen.

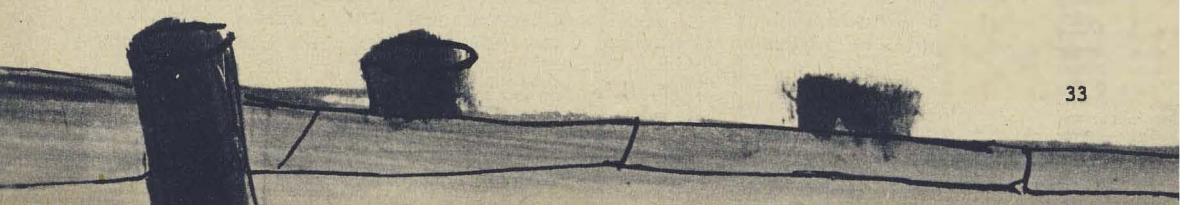
Inzwischen hatte der Seegang zugenommen, schwer dümpelte die Fregatte in der aufkommenden Dünung. Kapitän Carrier ließ die Segel reffen, auch ließ er die Geschütze zur Sicherung nochmals mit Stricken festzurren. Dann stieg er zur Brücke hinauf, wo der Steuermann die Fregatte erneut auf Kurs hielt.

„Es ist besser, wir halten auf die Höhe von Hastings zu, Kapitän. Man munkelt in den Hafenschenken, daß von dort der Waffenschmuggel ausgeht." Weit draußen sah man ein winziges Licht, es war nicht auszumachen, ob es von der Küste oder einem Schiff herrührte.

Carrier nickte, da trat der Steuermann dicht an ihn heran, so dicht, wie es die Disziplin eigentlich nicht gestattete. „Es gibt hier an der Küste gelbe Korken, Kapitän. Zitronengelb. Für die Netze, auch für Nachrichten. Die Schmuggler geben sie von Schiff zu Schiff. Ich würde auf solche Korken achten."

„Also befindet sich einer an Bord? Hölle und Teufel!" ▶

* Es wird schon gehen



„Man sieht nicht immer deutlich auf der Brücke bei diesem Wetter. Aber, beim Bauch der Heiligen Barbara, eine solche Zitrone lag vorhin in der Schaluppe. Als sie anlegte, war sie weg."
„Ich danke ihnen, Bürger Steuermann."
Carrier ließ noch einige Segel reffen, die Fregatte lief vor dem Winde, ihr Schlingern ließ etwas nach. Als Kapitän Carrier noch einen Rundgang machte, trat Leutnant Dieuzie an ihn heran. „Bürger Kapitän, wenn ich mir eine Bemerkung erlauben darf?" – „Bitte!" – „Ich schlage vor, im Bereich der Insel Jersey zu kreuzen. Auf diese Weise sind schon einige Schmuggler gefaßt worden." „Danke, Leutnant, aber ich habe meine Entschlüsse schon gefaßt", erwiderte Carrier und wandte sich ab. Der Leutnant salutierte und trat respektvoll zurück.
Im Morgengrauen des dritten Tages sichtete man eine unbekannte Bark, die keine Flagge zeigte. Auf das Haltsignal stoppte sie nicht.
„Bürger Kapitän. Es ist die ‚Saint-James'", der Steuermann schob das Fernrohr zusammen, „kenne den Decksaufbau genau. Habe früher mal auf ihr meinen Hintern für die neunschwänzige Katze hinhalten müssen."
„Los", Carrier winkte dem Geschützmeister, „eine vor den Bug."
Der Kanonenschuß krachte. Die achtzehnpfündige Kugel riß eine wirbelnde Wasserrinne in das bleifarbene Geschwabb der Nordseewellen, um vor der Bark eine hohe Fontäne emporzuschleudern.
Die Barkbesatzung schien die Warnung nicht zu beachten, das Schiff hatte gedreht und steuerte mit vollen Segeln der englischen Küste zu.
„Richtkanonier. Eine haarscharf am Heck vorbei. Die sollen merken, daß wir nicht spaßen."
Da – die Bark drehte bei, lag still mit gerefften Segeln. Am Mast stieg die holländische Flagge empor.
„Es ist der Engländer! Mein Hintern kann's bezeugen." Der Steuermann hämmerte mit beiden Fäusten auf die Brüstung der Brücke.
„Alle Mann an Deck!" Die Bootsmannspfeife schrillte. „Jeder steht mit geladener Flinte an der Reling. Kanoniere an die Geschütze. Zehn gute Schützen in die Schaluppe. Ich nehme selbst die Durchsuchung des Zweimasters vor. Steuermann Bürger Briand übernimmt das Kommando. Sollte es zum Gefecht kommen und wir drüben angegriffen werden, drauf mit einer Breitseite. Keine Rücksicht auf uns! Fahrt so nahe heran, daß die Flinten das Oberdeck bestreichen können."
Sie ruderten zur Bark hinüber. Möwen kreischten, sonst alles totenstill.
„Bürger Kapitän. Die liegen hinter der Reling, sind gut verschanzt. Die knallen uns ab wie auf der Seehundjagd", flüsterte einer der Matrosen.
„Halts Maul, du Unke", knurrte ein anderer Matrose und schob sich die rote Mütze der Revolution aus der Stirn. „Kindermachen ist leichter."
Sie waren schon dicht heran, nichts regte sich, keiner zeigte sich. Carrier nahm das Sprachrohr: „Ist das ein Totenschiff? Zum Teufel, warum drehten Sie nicht bei! Frankreich ist im Krieg. Wir bestehen auf Durchsuchung."
„Sie sind bereits in englischen Gewässern. Meine Ladung geht Sie einen Dreck an, Kapitän Carrier. Hier spricht der Vicomte de Conflans. Kehren Sie um, oder ich schieße Ihre Nußschale in tausend Stücke."
Carrier war überrascht. Man kannte ihn demnach bereits. Welch geschickte Spionage, in solch kurzer Zeit. „Sie wissen, daß die Fregatte ‚Saint-Marie' sofort aus allen Rohren feuert, schade um die ‚Saint-James'."
Es dauerte nicht mehr als eine Minute, da rief ein Mann auf der Brücke: „Kommen Sie an Bord."
Sie erkletterten Hand über Hand die herabgeworfene Strickleiter, als erster betrat Carrier das Deck, riß die Pistole aus dem Gürtel. Noch immer regte sich nichts, doch hatte er das Gefühl, von vielen Augenpaaren belauert zu werden. Nun scharte er seine Matrosen um sich und ging auf den Kajütgang zu.
„Halt!" wieder die Stimme des Gegners. „Sie allein, Kapitän, betreten das Schiffsinnere. Es ist schlimm genug, daß ein Königsmörder unsere Decksplanken beschmutzt."
„Noch schlimmer, daß ein ehemaliger Vicomte de Conflans sich zum Waffenschmuggel gegen sein eigenes Volk hergibt. Vicomte und Brigant!"
Ein Schuß krachte. Mit einem Aufschrei stürzte der rotbemützte Matrose zu Boden. Sein Blut färbte das weißgescheuerte Deck.
„Mir nach!" Carrier rannte den Gang entlang, zwei seiner Matrosen folgten ihm. Da trat ihnen ein Offizier entgegen. Hochgewachsen, schlank, weißhaarig. Am Hut trug er die weiße Kokarde der Konterrevolution, am Mantel das Kreuz des Ludwigsritters.
„Ergeben Sie sich!" Carrier hob die Pistole. Der Vicomte warf sich jäh nach vorn, in der Faust den kurzen Dolch der Seeoffiziere. Nur durch eine geschickte Parade konnte der Kapitän dem Stoß entgehen. Gleichzeitig schoß er, doch die Kugel verfehlte ihr Ziel.
Wieder ein Angriff. Carrier strauchelte, irgendwer hatte ihm einen Schemel zwischen die Beine geworfen, ein mit großer Kraft geführter Säbelhieb traf ihn im Rücken. Schüsse. Schreie. Noch ein Schuß. Der Vicomte stürzte, versuchte kriechend hinter einer Kiste Deckung zu gewinnen.
Vom Vorderdeck Gefechtslärm, Flintenschüsse, Klirren der Säbel und Bajonette.
Da – ein Kanonenschuß riß den Brückenaufbau herunter, ein zweiter Schuß zerfetzte den vorderen Mast. Die Takelage stürzte mit Gepolter herab.
„Es sind die Unseren", brüllte ein Matrose, „Bürger Briand ist mit der ‚Saint-Marie' heran."
Ein kurzes Gefecht nur noch... Steuermann Briand hatte die Fregatte breitseits neben die Bark gelegt, die beiden Schiffe mit Enterhaken verbunden. Die Besatzung der englischen Bark war überwältigt. Es waren vom Kriegshafen Toulon desertierte Matrosen, emigrierte Adelige und der Kapitän, ein Engländer.
Als der Kommandant Carrier aus einer Ohnmacht erwachend, die Augen aufschlug, meldete der Steuermann Briand: „Alles in Ordnung, Bürger Kapitän. Der dreckige Kasten ist in unserer Hand. Sechzehn Gefangene. Die Ladung

ist durchsucht, schätze zweitausend Gewehre, Munition, Falschgeld."

„Und der Vicomte? Der ist schlimmer als ein Tiger."

„Er war es, Kapitän. Dort liegt er. Hat sich selbst eine Kugel beigebracht. Hier diesen Zettel haben wir bei ihm gefunden." Briand las vor: „Achtung. Fregatte ‚Saint-Marie' mit Jakobinerfreund Kapitän Carrier als Kommandant unterwegs. Kreuzt im Kanal."

„Lumpenpack. Gesindel. Robespierre hat recht, das Vaterland ist in Gefahr, und die Verräter sitzen mitten unter uns."

„Was soll mit der Bark geschehen? Mit den Gefangenen? Mit den Toten? Von uns sind sieben gefallen, von denen fünf." Der Steuermann kniete neben dem verwundeten Kapitän, reichte ihm eine erbeutete Flasche Whisky. „Hilft gegen Wundfieber und Bandwurm, Bürger Carrier."

„Ladung zu uns. Dann drei Achtzehnpfünder unter die Kiellinie. Versenken!" Carrier bestimmte noch, daß die Gefangenen dem Revolutionstribunal in Brest vorzuführen seien. Gnade sei nicht am Platze.

Eine gute Stunde später war alles vorbei. Die Wellen der Nordsee schlossen sich über der versenkten Bark mit den Toten des Seegefechts. Drei Salven für die Gefallenen.

Kommandant Carrier lag in seiner Koje, als der Steuermann wieder eintrat. „Sie haben mich gerufen, Kapitän?"

Mühsam hob Carrier die Augenlider und winkte dem Steuermann, nahe heranzukommen. „Wir müssen feststellen, wer den zitronengelben Korken aufgefischt hat", flüsterte Carrier mit ersterbender Stimme. „Vielleicht gibt das einen Fingerzeig, wo der Nichtswürdige sitzt, der unsere Kriegspläne verrät. Lassen Sie die Kojen der Matrosen durchsuchen, die in der Schaluppe saßen . . ." Der Kopf des Kapitäns sank zur Seite. Er war wieder ohnmächtig geworden. Steuermann Briand salutierte vor dem bewußtlosen Kapitän. „Wir werden ihn finden, verlassen Sie sich darauf", knurrte er bewegt und wütend zugleich.

Die Durchsuchung der Kojen der Matrosen blieb ergebnislos. Ohne daß der übrige Teil der Besatzung davon etwas merkte, hatte Briand selbst das Verhör vorgenommen und dabei den unbestimmten Eindruck erlangt, daß der Schurke nicht unter diesen Matrosen zu suchen sei. Aber keiner von den Männern wollte etwas von einem Korken gesehen haben. Das Bootsmanöver hatte ihre ganze Aufmerksamkeit beansprucht. Briand ließ einen Matrosen herbeirufen und befahl ihm, dafür zu sorgen, daß keiner der verdächtigen Matrosen sich aus der Kajüte rührte. Dann verließ er schnellen Schrittes den Raum. Ein vager Gedanke war während des Verhörs in ihm aufgezuckt und nahm immer festere Gestalt an. Wenn es, wie es schien, keiner der Matrosen war, dann konnte doch nur . . .? Ja, nur Leutnant Dieuzie . . . Aber wenn das nicht stimmte? Wenn er einen Unschuldigen verdächtigte? Das konnte für Briand sehr unangenehm werden. Und wenn der Leutnant den Korken aufgefischt hatte, war das noch lange kein Beweis, daß es

Illustrationen: Karl Fischer

ein besonderer Korken war... Briand erwog das eine gegen das andere, während er an Deck auf und ab schritt. Dann entschloß er sich, zu handeln. Das war er dem schwerverwundeten Kapitän schuldig!

Der junge Offizier lag bereits in seiner Koje, als Briand eintrat. Er hatte Freiwache. Als er sich erheben wollte, drängte ihn der Steuermann auf das Lager zurück.

„Es ist mir", der Steuermann sprach langsam, „als hätten Ihnen die Fischer vorgestern ein Geschenk gemacht."

Die Augen des ehemaligen Adeligen flackerten unsicher. „Was sollten die Bürger mir schon schenken? Die besitzen kaum einen Hosenknopf."

„Aber Korken für die Netze, Leutnant Dieuzie. Manche sind rot, manche weiß, manche zitronengelb."

„Bürger Steuermann, ich weiß nicht, was Sie wollen. Auf dem Fischmarkt zu Le Havre kann man jede Menge kaufen."

„Und Sie haben keinen gesehen? Keinen bemerkt? Vor zwei Tagen, als Sie die Boote durchsuchten?"

„Was soll ich denn gesehen haben...? Was ist das überhaupt? Ein Verhör? Was erdreisten Sie sich!"

Briand spürte, daß der Leutnant log. Also handeln... Mit einem raschen Griff verriegelte er die Tür der Kajüte und zog die Pistole.

„Sie haben eine Nachricht erhalten, Leutnant. Vom Feind. Sie wissen, daß Sie dem Kriegsrecht unterstehen. Es kann ein Bordkriegsgericht zusammengerufen werden, das Sie ohne Gnade zum Tod verurteilen und am Heck von fünf Matrosen erschießen lassen kann. Ich gebe Ihnen eine Minute Zeit, mir den Korken auszuhändigen, und wenn es meinen Kopf kostet, in einer Minute jage ich Ihnen eine Kugel durch den Ihren!"

Briand zog die Uhr hervor und wartete. Sein wettergebräuntes Gesicht war unbewegt. Die Sekunden rannen, die Uhr tickte.

„Dreißig", zählte er, „vierzig..."

Eine heisere Stimme: „In meinem Spind, oben hinter der Wäsche." — „Fünfzig! Es war Ihre letzte Chance, Leutnant." Der Steuermann drehte sich zum Wandschrank um... da riß der andere einen Revolver unter dem Kopfkissen hervor. Aber Briand, der mit einer solchen Möglichkeit gerechnet und nur scheinbar seinen Gegner aus dem Auge gelassen hatte, wandte sich blitzschnell wieder um, und mit einem mächtigen Hieb schlug er zu. Der Schuß seines Gegners krachte, aber die Kugel zischte hart neben seinem Ohr vorbei und schlug in das splitternde Holz der Tür ein.

„Auch darin sind Sie ein Stümper!" Briand packten den sich Wehrenden am Halskragen, schlug ihm die noch rauchende Pistole aus der Hand. „So etwas nennt sich Offizier der Republik", brüllte er und riß den Leutnant aus der Koje... „Saukerl! Sie mit Ihrem gehurten Adelstitel dienen der Konterrevolution! Die Sansculotten von Paris haben die Bastille gestürmt, den Louis Capet entthront und unter die Guillotine geworfen, haben dem Bauer das Land der Emigranten und der Kirche gegeben, kämpfen an allen Fronten. Was haben Sie inzwischen getan? Spionage betrieben!

Los, wo ist der Korken? Ich lasse Sie in Eisen legen. Übergebe Sie dem Revolutionstribunal."

Statt einer Antwort stieß Dieuzie mit dem Fuß gegen seinen prallgefüllten Seesack. Der faustgroße Korken rollte heraus. Briand griff zu, ohne seinen Gegner aus den Augen zu lassen. Ein zitronengelber Korken. Wo war hier das Geheimnis?

„Sie bleiben hier, Leutnant, oder ich blase Ihnen eigenhändig das Lebenslicht aus."

Plötzlich wurde die Tür aufgerissen. „Dachte mir, Steuermann, daß Sie mich brauchen würden", rief der hereinstürzende Matrose. Es war derjenige, den Briand vor einer halben Stunde zur Bewachung der verdächtigen Matrosen eingesetzt hatte. „Wie kommen Sie hierher? Woher wußten Sie?" Erstaunt schaute Briand auf den Matrosen. „Ich bitte um Verzeihung, aber ich habe gesehen, wie der Leutnant den Korken auffischte. Hatte Freiwache und lehnte am Heck. Erst vor wenigen Minuten habe ich von meinen Häftlingen erfahren, worum es geht und wessen sie verdächtigt werden. Da ich wußte, wo der wahre Schuldige ist, bin ich hier." Er schaute verächtlich auf Dieuzie, der mit wutverzerrtem Gesicht auf seiner Koje lag. „Auch ein junger Wolf beißt schon gefährlich. Müssen ihm wohl Eisen anlegen."

Der Korken war geschickt zusammengesetzt und öffnete sich auf den Druck einer geheimen Feder. Innen war eine fingerlange Glasröhre mit einem Wachspfropfen versiegelt. Ein Zettel enthielt die bedeutungsvolle Nachricht:

„Bark ‚Saint-James' läuft dritte Nacht nach Neumond Hastings aus. Ansteuert Port du Touquet. Gewünschte Osterkerzen, Feuersteine und Heiligenbildchen an Bord. Zuverlässige Mannschaft. Kommandant Vicomte de Conflans. Sorgt für glatte Operationen."

Briand pfiff triumphierend durch die Zähne. „Also Osterkerzen, das sind Flinten; Feuersteine, das ist Munition; Heiligenbildchen, das sind falsche Assignaten. Bin informiert. Habe in Hafenschenken die Ohren gespitzt."

Noch in der gleichen Nacht wurde Leutnant Dieuzie gefesselt im Kielraum der Fregatte gefangengesetzt. Der todwunde Carrier diktierte stockend ein Protokoll, das vom Steuermann, von dem Geschützmeister und einem Vollmatrosen unterzeichnet wurde.

In Brest tagte der Jakobinerklub mit Bürger Tellier als Vorsitzenden. „Die Nation dankt Euch, Bürger Briand. Wir wissen jetzt auch, wo die Hintermänner sitzen, die die ‚Saint-Marie' in der Nähe von Jersey von zwei englischen Schiffen aufbringen lassen wollten. Den Leutnant Dieuzie aber, ehemaliger Marquis, stellen wir vor zehn Flintenläufe. Tod durch Erschießen. Nach Kriegsrecht."

Eine Woche später fuhr auch Admiral Bretteville, der verhaftete und verurteilte Hafenkommandant, auf dem Henkerkarren nach dem Revolutionsplatz in Paris, wo die Guillotine hoch empor in den bleichen Aprilhimmel ragte.

„Opernbesuch“ aus: „Der Soldat in der Familie“. Lithografie von Ernest G. Reuter

Die drei Städte, die mit Rade- anfangen, liegen im Landkreis Dresden: das Landstädtchen Radeburg im Norden, die Arzneimittel-, Schuh- und Druckmaschinenstadt Radebeul im Westen und im Osten — Radeberg. „Bier macht den Durst erst schön", sagte mein Freund Willy, als die Sprache auf Radeberg kam. Doch nicht jeder, der Radeberg im Munde führt, trinkt Bier. Dafür sorgt nämlich auch der VEB Keradenta, der unserem Zahnarzt die unentbehrlichen „Beißerchen" liefert, wenn wir die dritten Zähne bekommen. Der größte Betrieb aber ist der VEB Rafena. Vier von zehn Haushalten der DDR haben heute ihren „Guckkasten", sehr viele davon aus Radeberg.

Als 1950 die damals noch sowjetische Generaldirektion den Arbeitern des Werkes ein Fernsehgerät auf den Tisch stellte und sagte: Das soll eure künftige Produktion sein, da kratzte sich mancher Motoren- oder Schalterbauer am Kopf. Aber schon im folgenden Jahr lieferte das Werk — nicht ohne Schwierigkeiten — 30 000 Fernseher vom Typ T 2 „Leningrad" an die sowjetischen Exportkunden. 1964 betrug die Jahresproduktion an modernen, mit dem T 2 nicht mehr vergleichbaren Geräten, 320 000.

Vor einigen Monaten lief der zweimillionste Fernseher vom Radeberger Band. In den Geschäften, die vor noch gar nicht so langer Zeit Vorbestellisten führen mußten, kann man sich ein Gerät aus der Radeberger oder Staßfurter Produktion auswählen und auf Teilzahlung kaufen — der Markt ist gesättigt.

Was die Radeberger in Zukunft herstellen? Die Fernsehempfängerproduktion bestreitet künftig Staßfurt allein. Neben dem Bau von Richtfunkverbindungen und dazugehörigen Meßgeräten, der jetzt etwa die Hälfte der 5000 Rafenawerker beschäftigt, wird Rafena neue Aufgaben erhalten — die Herstellung von elektronischen Datenverarbeitungsanlagen.

„Warum Radeberg und nicht Staßfurt?" fragte ich Dipl.-Ing. Günter Meyerhöfer, den wissenschaftlichen Mitarbeiter des Technischen Direktors von Rafena. Seine Antwort: Weil der Raum Dresden zum Zentrum der Elektronik wird. Dresden sei schon immer Zentrum der Elektroindustrie gewesen. Hier arbeitet die Technische Universität mit ihren zahlreichen Instituten und liegen auch solch wichtige alte und neue Werke wie die VEB Vakuumtronik, Elektromat, Transformatoren- und Röntgenwerk. In den letzen Jahren fand im Raum Dresden auch der Elektromaschinenbau eine Heimstatt.

„Dazu hat auch Rafena", fährt Dipl.-Ing. Günter Meyerhöfer fort, „eine hohe Potenz von ingenieurtechnischem Material, gerade das richtige für die sehr intelligenzintensive Produktion der Datenverarbeitungsanlagen."

Ich unterbreche die Erklärung: „Ist Datenverarbeiter nur eine andere Bezeichnung für Rechenmaschine?" Der Fachmann erläutert: „Im Unterschied zur elektronischen Rechenmaschine, die bei weniger Eingangsdaten viele komplizierte Rechenoperationen mit vielen Verknüpfungen ausführt, hat die Datenverarbeitung aus vielen Eingangsdaten mit weniger Verknüpfungen schnell viele Ergebnisse zu liefern." Das ist mir ein bißchen viel, und ich bitte um Beispiele für die Datenverarbeitung. „Buchungen in der Finanzwirtschaft, Materialbilanzen, statistische Auswertungen, Lohnrechnungen, aber auch das Aufstellen von Wetterkarten aus der Vielzahl der einzelnen Wettermerkmale."

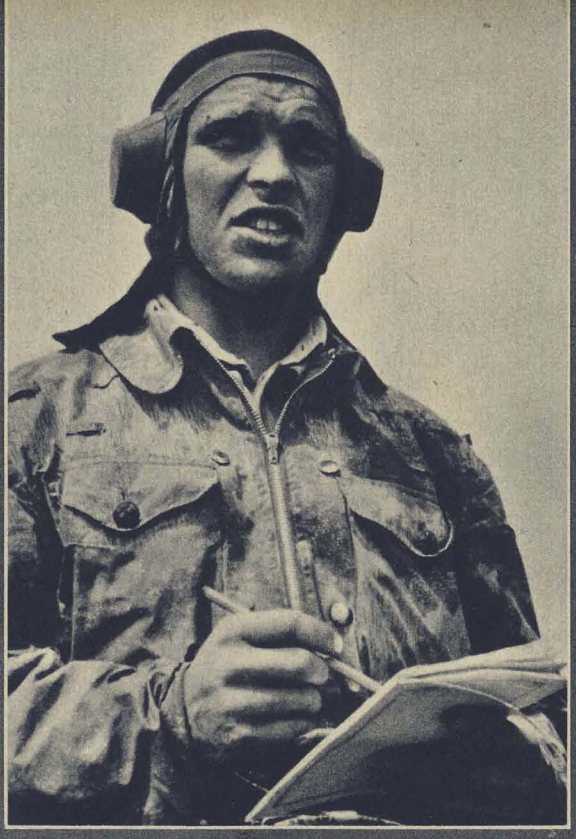
Für die Radeberger bedeutet die neue Produktion, die nicht plötzlich, sondern gründlich vorbereitet anlaufen wird, eine gewaltige Umstellung. „Wir müssen alle sehr intensiv lernen", sagt Kollege Meyerhöfer. „Über 30 Diplomingenieure unseres leitenden Personals haben an der Technischen Universität ein zusätzliches Studium aufgenommen; unser Stoff ist die elektronische Rechentechnik mit allem, was dazugehört. Aber auch unsere Arbeiter und Arbeiterinnen müssen umlernen. Die Frauen, die jetzt in den Lohngruppen 2 und 3 arbeiten und zu einem großen Teil löten, müssen sich im Durchschnitt für die Lohngruppen 4 und auch 5 qualifizieren und sich die moderne Wickeltechnik aneignen, denn bei den volltransistorierten Anlagen soll es keine Lötverbindungen und dadurch keine kalten Lötstellen mehr geben."

Große Ereignisse werfen in Radeberg ihre Schatten voraus. Der Name des neuen Produkts steht übrigens schon fest: „Robotron 300". Wer im vergangenen Jahr auf der Frühjahrsmesse war, hat den kleinen Bruder — Robotron 100 — schon gesehen. Die neue Anlage wird das Dreifache leisten, nämlich die Auswertung von 300 Lochkarten je Minute, 18 000 je Stunde!

Als ich dies nach meinem Besuch in Radeberg dem Willy erzähle, meint er: „Und wer für die nächsten Jahre den Kauf eines Rafena-Fernsehers geplant hat, guckt in die Röhre!" Nicht so, wie Willy meint. In diesem Jahr kommt mit „Dürer de Luxe" sogar ein neues Gerät, und bis 1969, so sieht der Plan vor, wird Radeberg noch liefern. Die Stückzahlen werden allerdings jährlich vermindert, um der Robotron-Produktion Raum zu geben.

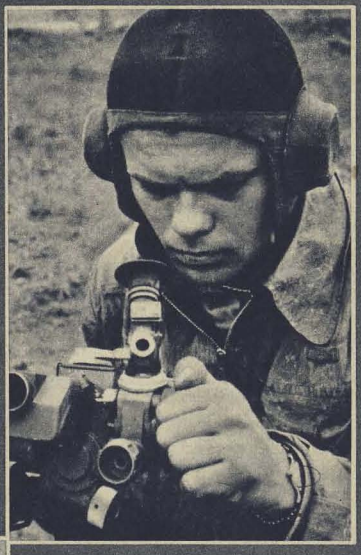
Berthold Gottschalk

DDR UNSER VATERLAND



„Auf feindliche Batterie . . .“ Besonders das indirekte Richten (mit dem rückstoßfreien Geschütz kann bis 7000 m weit geschossen werden) läßt Geschützführer Svoboda immer wieder üben.

Von
AR-Korrespondent
Major J. BLECHA,
Prag



Während Kanonier Jelinek richtet, reicht Pelc das Geschoß an den Ladekanonier Brabec.

Das Geschoß fliegt ins Rohr. Geschütz feuerbereit! ▶

Übung macht den Meister

„Auf feindliche Batterie, Aufschlagzünder, Entfernung 55, Libelle 29–93, Geschütz ... Feuer!“

Wie oft hat in diesen Tagen Geschützführer Svoboda seine Feuerkommandos gegeben? Er weiß es selbst nicht. Immer wieder ließ er seine Kanoniere richten, laden, feuern. Immer neue Ziele wies er ihnen zu – Panzerattrappen, Schießscharten, Feuernester, Batteriestellungen. Im direkten und indirekten Richten ging es rund. Nichts hatte er sich und seinen Männern erspart. Der Erfolg der intensiven Ausbildung zeichnet sich ab. Von Mal zu Mal liegen die Schüsse besser – bis das Ziel mit dem ersten Schuß vernichtet ist.

Es ist leicht gesagt, Ziel mit dem ersten Schuß vernichtet, aber schwer getan. Zumal die Jungen noch nicht lange Kanoniere der rückstoßfreien Batterie

„Feuer!" Noch hat sich der Pulverrauch nicht gelegt, da eilen die Kanoniere aus der Deckung, um erneut zu laden.

Ein neues Ziel ist angewiesen worden. Höhe und Seite werden eingestellt, die Libelle eingespielt . . .

der Fallschirmjägereinheit sind. Sie kamen, wie in jedem Jahr, aus dem Büro, aus der Landwirtschaft, vom Bau, aus der Fabrik. Mit tausend Vorstellungen.

Sie alle hatte er zusammengebracht, erzogen zu einem Ganzen. Mit dem Geschütz machte er sie vertraut, den Kommandos und mit dem scharfen Schuß. Und ob es der Brabec, der Pelc, der Jelinek oder Mraz war, jeder hatte sich Mühe gegeben, um in kurzer Zeit die Waffe zu beherrschen.

Ihre „Rückstoßfreie", wie sie sagen. Stolz sind sie auf das Leichtgeschütz. Und sollten sie das nicht sein? Wo es doch ein Geschütz aus der tschechoslowakischen Verteidigungsindustrie ist, eine Entwicklung tschechischer Konstrukteure, die Arbeit ihrer Kumpel. Mit dieser Waffe kann man kämpfen, das hat Svoboda die Kanoniere gelehrt. Von der Wirkung konnten sie sich bei diesem Training selbst überzeugen. Die 82-mm-Granaten haben ganze Arbeit geleistet.

Als Fallschirmspringer wissen die Männer der Bedienung besonders die Vorteile der rückstoßfreien Geschütze zu schätzen — das leichte Gewicht, die daraus resultierende hohe Beweglichkeit, die panzerbrechende Wirkung und Treffgenauigkeit.

Allerdings, flink heißt es sein, soll die Kadenz von vier Schuß pro Minute erreicht werden. Zumal bei jedem Schuß in Deckung gegangen werden muß, wegen des langen Feuerstrahls, der aus der Düse tritt. Aber Übung macht den Meister, Svoboda wird dafür sorgen. Seine Kanoniere werden ihn nicht enttäuschen.

„ALLES IN ... (west) DEUTSCHE HAND!"

Im Musterungslokal des Kreiswehrersatzamtes einer mittleren westdeutschen Stadt sitzen etwa 20 junge Männer. Mitten unter ihnen ein etwa 20jähriger Strohblonder, der uns aus besonderem Grund besonders interessiert. Nennen wir ihn Martin Wedler. Sein Blick bleibt auf einem kühnen Germanengesicht haften, das seine stechenden Augen von einem Plakat an der Wand auf ihn richtet. Darunter steht in großen Lettern: „Wehrpflichtiger, melde Dich freiwillig zu den Fallschirmjägern!" Verschmitzt lächelt Martin Wedler in sich hinein: ‚Gar nicht mehr notwendig für mich, diese Aufforderung.' Und er beginnt zu träumen, wie er sich aus der Ausstiegsluke einer Transportmaschine mutig in die Tiefe stürzt und dann, am Fallschirm pendelnd, langsam der Mutter Erde zuschwebt. Alles liegt ihm zu Füßen, alles.

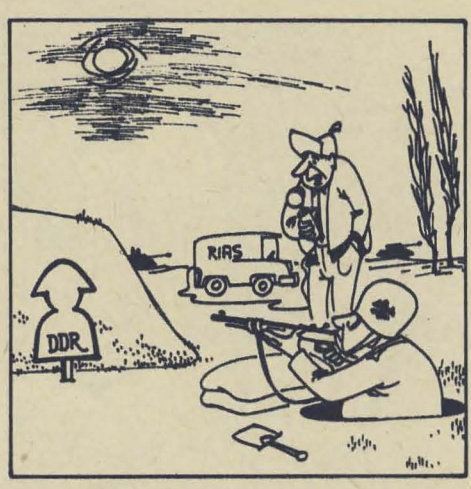
Vier Wochen später findet er im Briefkasten den Einberufungsbefehl: „Sie melden sich in der Ausbildungskompanie in ..." Nehmen wir an, Martin Wedler würde in die Fallschirmjägereinheit nach

„Was nun? Wir haben nur immer siegen gelernt!"

Bergzabern

kommen. Bergzabern, ein reizvolles kleines Städtchen am Fuße des Pfälzer-Waldes. Martin Wedler weiß nicht, daß zu gleicher Zeit in der Oberpfalz eine Brigade der 1. Gebirgsjägerdivision auf Übung ist, bei der entlang einer angenommenen Grenze auch ein Gürtel von „Atomminen" gelegt wird.

Das erste, was Martin Wedler in Bergzabern ins Auge fällt, nachdem er das Kasernentor passiert, ist der Käfig vom „Obergefreiten Alfred". Alfred, ein Lippenbär, ist das Bataillonsmaskottchen und erfreut sich allgemeiner Beliebtheit. Besonders rührend schaut es sich an, wenn Ramcke ihn mit Milch und Schokolade füttert. Ramcke — ehemaliger General aus Hitlers Fallschirmjägerelite, jetzt exponierter Vertreter des Traditionsverbandes der Fallschirmjäger — ist häufig Gast in Bergzabern. Er weiß, daß mit Milch und Schokolade für Alfred gut Publicity zu machen ist für die alten Kämpfer und den alten Geist. Nach dem Schaufüttern geht Ramcke gewöhnlich zur Jagd und schließlich in den Jägerhof. In der Gaststube hängt das Geweih eines Sechzehnenders, den Ramcke geschossen und als „Kreta-Dank-Hirsch" dem Jägerhof gestiftet hat. Am Abend sitzen dann die Jungen um Martin Wedler in respektvollem Abstand, wenn Ramcke und die „Herren Kameraden" in alten Erinnerungen schwelgen. Die Jungen spitzen die Ohren und fangen so manchen Wortfetzen auf: „Damals in Brest — nichts als ein wertloser Trümmerhaufen, was wir dem Feind überließen — Kreta — was hatten meine Jäger für einen Haß im Bauch auf die Tommis — haben mit ihren MG's reingefeuert in die Burschen, was das Zeug hielt — Pardon gabs doch bei Fallschirmjägern nie — war das einzig richtige Rezept zum Erfolg — na ja, heute manches anders — Atombombe drauf. — aber Fallschirmjäger noch ganz andere Aufgaben — Hinterland des Feindes unsicher machen — Kommunisten umlegen, Versorgung lahmlegen, Panik machen — werden harte Kerle gebraucht, die nicht in die Hosen scheißen ..." So geht das weiter und spiegelt sich in den Gedanken von Martin Wedler wider: „Das waren Draufgänger — tolle Kerle, diese alten Fallschirmjäger — haben nicht gefackelt, wozu auch fackeln? — wollen ja ganze Männer sein ..." Er nimmt sich diese alten Fallschirmjäger zum Vorbild. Die haben früher gegen den Kommunismus gekämpft, und er soll es heute auch tun. In seiner Einheit wird davon ja immer gesprochen. ▶



„Liebe Brüder und Schwestern in der Zone, auch die Bundeswehr arbeitet ständig an der friedlichen Wiedervereinigung!"

„Sollte es mit der MLF oder mit den Atomminen fehlschlagen, werde ich immer noch ein paar Hände freihaben!"

Den im Winter ankommenden Rekruten wird bei der Einkleidung der Winterkampfanzug immer besonders angepriesen: „Jungs, die Dinger sind schön warm. Da werden wir diesmal in Rußland nicht frieren."

Dann sieht Martin Wedler auch viele Meter Film aus der Nazizeit. Sie sind kurzerhand mit einem neuen Vorspann, dem Firmenschild der Bundeswehr versehen, zum Beispiel „Das Fenster", eine Filmmonatsschau, oder werden als Lehrfilme deklariert. Besonders fesseln Martin Wedler Aufnahmen vom Sondereinsatz in Eben Emael. Dieses Fort der Festung Lüttich war für den Maas-Übergang der Wehrmacht wichtig und wurde von Fallschirmjägern genommen. Bauten des Forts waren vorher im deutschen Hinterland als Attrappen nachgebaut worden, um den Handstreich bis ins Detail zu erproben. „Wenn man sich gründlich vorbereitet", sagt sich Wedler, „kann gar nichts schiefgehen."

Auch Aufnahmen über den Absprung auf Rotterdam bekommt er zu sehen. Er erfährt nicht, daß Trettner dafür die Hauptverantwortung trägt, daß Rotterdam durch Bomber in Trümmer gelegt wurde, als die holländische Kapitulation schon feststand. Auch dieser Einsatz wird ihm ebenso wie die barbarische Kriegführung gegen die italienische, griechische und sowjetische Bevölkerung als „soldatische Heldentat" dargebracht. Und er sagt sich nicht: „Was für Verbrechen wurden doch damals begangen", sondern: „Was waren die alten Fallschirmjäger doch für harte Kerle!" und er nimmt manches als „wohl notwendig" hin.

Gleich beim Betreten seines Kasernenblocks springt ihm die Losung ins Auge: „Fallschirmjäger sind Diamanten, und Diamanten müssen geschliffen werden!" Er lernt sehr schnell kennen, was Pumpen ist und was Wechselsprünge sind. Du hast einen Jackenknopf offen stehen? Dreißigmal Pumpen! Du klapperst beim Antreten mit dem angehängten Stahlhelm? Fünfundzwanzigmal Pumpen! Der UvD findet mit einem weißen Handschuh auf der Gardinenstange Staub? Fünfunddreißigmal Pumpen! 20 bis 50 und mehr sind die Norm. Und wenn irgendeinem Vorgesetzten die Laune danach steht, geht es nachts im Schlafanzug in Wechselsprüngen den Gang hinauf und herunter. Das ganze wird fachmännisch als „Fallschirmjägervortraining" bezeichnet.

Martin Wedler paßt das zuerst nicht. Er murrt auch mal. Aber da wird es nur noch schlimmer. Er hält schließlich den Mund. „Nicht so viel denken! So fährst du besser! Und das muß wohl auch so sein bei den ‚harten Männern'!"

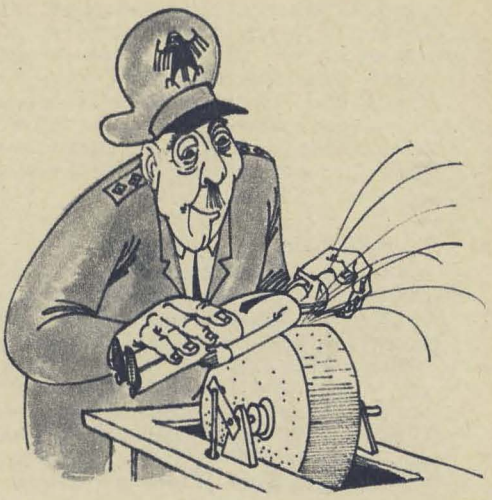
Wenn Martin Wedler seine Grundausbildung hinter sich hat, kommt er in seine Stammkompanie und nach kurzer Zeit auf die Luftlande- und Lufttransportschule nach

Schongau-Altenstadt

zum Springerlehrgang. Jetzt wird er springen lernen! Doch zunächst hört er sich die Begrüßungsrede seines Inspektionschefs an: „Ihr Säue, Ihr wollt Springer werden? Ihr wollt 150 Mark Springerzulage kassieren? Also habt Ihr zu parieren!" Das hört der künftige Springer fast jeden Tag. Nach vier Wochen kommt der erste Absprung. Obwohl fast am Ende seiner Kräfte — denn hier gehts noch härter zu als in der Grundausbildung — fiebert Wedler dem Tag entgegen. Nach dem Sprung macht er ein glückliches Gesicht. Die Strapazen, das Pumpen — alles hat sich also gelohnt, und er wartet schon auf den nächsten Sprung und auf

„– – –"

Zeichnungen: Klaus Arndt



„Man muß sie schleifen – dann werden sie schön scharf!"

den „begehrten Vogel", das Springerabzeichen. Abends trifft er in der Kantine einen um ein paar Jahre älteren Bekannten aus seinem Ort. Der ist Teilnehmer an einem sogenannten „Überleben-Lehrgang" in der Nachbarinspektion der Schule und berichtet darüber:

„Halte Du dich erst mal ein paar Tage ohne Verpflegung und Ausrüstung verborgen. Mach mal einen unserer 14-Tage-Einsätze mit, und du kommst zurück wie eine wandelnde Leiche. Aus dem ‚Hinterland des Feindes'. Und damit das echt aussieht, hat man die ‚Gegner' in Uniformen der Russen und Ostdeutschen gesteckt. Da lernst du, wie man lautlos einen umlegt. Und wie man Brücken sprengt und Brände legt."

Martin Wedler ist fast etwas neidisch auf seinen Bekannten. Und er beginnt sich im Ramke-Stil zu revanchieren: „Kreta-Elite gestern und heute — dazwischen gesprungen und dazwischen gehalten — Pardon wird nicht gegeben – harte Kerle." Martin Wedler weiß noch nicht, daß er vieles von diesen „Überleben-Lehrgängen" auch in seiner Stammkompanie lernen wird, wenn er zurückkommt. Und er kennt auch noch keine Zusammenhänge.

Um so besser weiß darüber Oberst Herrmann, der Kommandeur der Schule, Bescheid. In den „Überleben-Lehrgängen" werden auch Kader für die neuaufzustellenden Luftlandeeinheiten in den Heeresdivisionen ausgebildet, die u. a. für den „verdeckten Kampf" bestimmt sind. Der „verdeckte Kampf" wird in einem Dokument der Bundeswehrführung, das auch im Panzerschrank von Oberst Herrmann liegt, definiert als „eine zum Waffeneinsatz gesteigerte Krisensituation von bürgerkriegsähnlichem Charakter, wobei der Angreifer nicht mit Großverbänden operiert, sondern im Kräfteeinsatz unterhalb der Schwelle des konventionellen Krieges bleibt und die Kampfgrundsätze des Untergrund- und Bandenkampfes anwendet."

An anderer Stelle deklariert dieses Dokument den „verdeckten Kampf" als „Vorstufe zu einem konventionellen und nuklearen Angriff im Sinne eines groß angelegten ‚Kommando-Unternehmens' (Lähmung der Operationsfreiheit des Gegners und seiner Versorgung durch Sabotage, Krisenstimmung durch Terror)."

Oberst Herrmann weiß auch, daß bei NATO-Kommandostabsübung „Fallex 64" der „verdeckte Kampf" zur Auslösung des allgemeinen Krieges durchgespielt wurde, und daß der Plan, entlang der Staatsgrenze zur DDR einen Atomminengürtel zu legen, und der „verdeckte Kampf" zwei Seiten einer Medaille sind, Teile der „Vorwärtsstrategie".

Niemand braucht Oberst Herrmann erst zu erzählen, daß die Atomminen-Idee bestens dazu geeignet ist, schon jetzt, schon in Friedenszeiten an den Atomdrücker heranzukommen. Martin Wedler macht sich darüber kaum Gedanken. Er hört von seinen Vorgesetzten nur, daß die Bundeswehr Atomwaffen braucht, weil die Kommunisten und auch einige Verbündete welche haben. Und das leuchtet ihm ein. Man ist ja schließlich kein Schoßkind mehr!

Übrigens — über Oberst Herrmanns Vergangenheit erfährt Wedler höchstens sehr Unvollkommenes und Verfälschtes. Herrmann ist ein zuverlässiger alter Nazi. So, wie er Anfang der 30er Jahre in der Polizeigruppe „Hermann Göring" bei Terroreinsätzen gegen die Berliner Arbeiter zu den „Zuverlässigen" gehörte, so ist er, der langjährige Kommandeur von Lehrtruppenteilen der Fallschirmjäger Görings, heute bei der Ausbildung der neuen Fallschirm-

jägerelite ein unentbehrlicher Mann. Als der verurteilte Kriegsverbrecher 1955 von der Sowjetunion an Westdeutschland ausgeliefert wurde, holte man ihn wieder zu den neuen alten Fahnen – weil man solche Leute brauchte. Ja, und von solchen Leuten würde Martin Wedler noch mehr zu Gesicht bekommen, wenn er seine Einberufung nicht für Bergzabern sondern für

Nagold

bekommen hätte. Vielleicht wird er dorthin mit gemischten Gefühlen fahren, weil er vom Tod des Rekruten Trimborn und anderen unmenschlichen Ausschreitungen in Nagold gehört hat. Aber vielleicht läßt auch er sich davon beruhigen, daß ja die berüchtigte Ausbildungskompanie 6/9 aufgelöst ist und daß einige von den Unteroffizieren gerichtlich verurteilt wurden. Als Kompaniechef wird ihm jedenfalls nicht mehr Oberleutnant Schallwig, sondern Oberleutnant Rieder vorgestellt. Na bitte, es ist doch ein anderer an der Tête. Oberleutnant Rieder erzählt den Rekruten vom Ruhm und Heldentaten der deutschen Fallschirmjäger und davon, daß die 17 Millionen Deutschen im Osten befreit werden müßten. Genauso hat es Schallwig gesagt. Und diesem Schallwig wird Martin Wedler in Nagold doch noch über den Weg laufen. Denn der ist die Treppe hinaufgefallen, in den Bataillonsstab.

Einige von den alten Nagolder Schleiferspezialisten wird Martin Wedler aber tatsächlich nicht mehr kennenlernen, die, die dazu berufen wurden, den Geist von Nagold in andere Ausbildungseinheiten zu tragen.

In Hannover, in der Ausbildungskompanie 2/1, treibt Leutnant Tessmer heute das gleiche Spiel wie vorher in Nagold. Wenn er frühmorgens vor die Kompanie tritt, schreit er „Alles in –" und die Kompanie muß im Chor antworten „– deutsche Hand!" Sein Lieblingslied ist „Die Roten wurden geschlagen". Das müssen seine Rekruten zuerst lernen. Als sich zwei Rekruten, die beim Uniformempfang ihren Kopf nicht auf der Kammer mit abgegeben hatten, wegen des Liedes und des Sprechchores beschwerten, wurde beides zwar vom Kompaniechef untersagt, aber weiter geschah nichts. Die alte Garde hätte ohnehin diesem Leutnant anerkennend auf die Schulter geklopft: „Junger Freund, Zeichen der Zeit verstanden, weiter so!"

Um keinen Deut andere Verhältnisse wird Martin Wedler in

Wildeshausen

im Oldenburgischen antreffen, wenn er zum dortigen Fallschirmjägerbataillon 313 versetzt wird. Es gehört nicht zur regulären Luftlandedivision, sondern ist die erste Luftlandeeinheit, die in den Heeresdivisionen aufgestellt werden. In der Ausbildung wird Martin Wedler das Gleiche lernen wie in der Luftlandedivision und den Lehrgängen in Schongau, im besonderen: Bandenkrieg.

Einmal im Monat gibt es in Wildeshausen die „schnelle Woche" – eine ganze Woche lang muß jeder Weg, ja selbst der zur Toilette, im Laufschritt zurückgelegt werden. Danach ist der Soldat kaum noch zu einer Bewegung, kaum noch zu einer geistigen Regung fähig. Doch zur täglichen Lektüre der „Bildzeitung" reicht es offensichtlich noch. So liest denn Martin Wedler in seinem Groschenblatt auch, daß der Atomminengürtel zur Verteidigung des Westens da sei. Er nimmt das hin, ohne darüber nachzudenken. Schließlich liest er in der „Bildzeitung" nicht solche militärischen Erwägungen, die eindeutig darauf hinweisen, daß der Atomminengürtel als Teil der „Vorwärtsstrategie" mit dazu bestimmt ist, die Hauptangriffsrichtung festzulegen. „. . . mit dem operativen Vorstoß in die sogenannte DDR verbinden". (Weinstein in der „Frankfurter Allgemeinen"), „. . . eigene Kampfverbände für Schwerpunktaufgaben an anderer Stelle freimachen" (Hassel in internem Kreis) u. a. m. Solche Dinge, die nicht unbedingt für die breite Masse bestimmt sind, stehen nicht in der „Bildzeitung".

Martin Wedler ist es nicht gewöhnt, über die „große Politik" nachzudenken. Er ist gewöhnt zu glauben, was ihm vorgesetzt wird. In der „Bildzeitung" und im Unterricht von seinem Kompaniechef Oberleutnant Kamrad! Auch der redet von Verteidigung, aber betet in fast jeder Stunde auch seinen Vers von Kreta herunter: „Nehmt euch die Kreta-Kämpfer zum Vorbild, denn wir wollen ehrenvoll bestehen, wenn es wieder gegen den Kommunismus geht, wenn wir unsere Brüder im Osten befreien!" Nach der Lektüre der Bild-Zeitung greift Martin Wedler auch noch zur Illustrierten „Stern". Interessiert liest er, was ein Oberfeldwebel Freund erklärt: „Im Ernstfall sind Sie vielleicht 200 km hinter den feindlichen Linien. Sie haben ein Huhn erwischt, wissen aber nicht, ob Sie in der ganzen kommenden Woche noch andere Nahrung finden." Auch über 40-km-Orientierungsmärsche weiß der „Stern" zu berichten. „Jeder marschiert allein. Bei der Einweisung sagte Freund den Soldaten: ‚Selbst auf dem Mond werdet ihr euch zurechtfinden, dafür werde ich sorgen . . .' Er sorgte aber auch für schmerzhafte Prellungen bei der Nahkampfausbildung," schreibt der Reporter. Und auch darüber, daß Fallgruben angelegt werden. Auf Bäumen lauert man dann stundenlang auf das Opfer, das in die Grube stürzt, um es zu „killen". Für Martin Wedler sind das keine Neuigkeiten mehr. Aber es macht ihm Spaß, über sich und seinesgleichen in der Illustrierten zu lesen. Wir sind doch was!

Wenn in Wildeshausen abends der UvD seine Runde macht und die Stuben abnimmt, dann melden die Stubenältesten nicht die Stube 1 oder 2 zur Nachtruhe ab, sondern die Stuben „Kreta" oder „Rotterdam", „Leipzig" oder „Rostock", „Stettin" oder „Breslau". In einer Stube liegt Martin Wedler. Er träumt vom Fallschirmspringen und findet alles um sich herum in Ordnung. Und er fände es eines Tages auch ganz in Ordnung, wenn der Befehl käme, über einer dieser Städte abzuspringen.

H. Stahl

Hanno Hühles Wellen (lust) spiel

Seemannsgarn

Der Matrose Hanno Huhle geht heut' in die Wellenschule, weil ein richtger Fahrensmann dann erst richtig fahren kann, wenn er, falls ein Windchen weht, von den Wellen was versteht. So studiert er an Modellen – die sich in bestimmten Fällen gerne zur Verfügung stellen – Wellen. (Wellenbeispiel bei Brigitte heißt „Geballte Ladung", bitte!)

Wellenwallung bei Luise nennt sich maßvoll „Leichte Brise". Wellt sich's meeresflutgespült oder liebesglutzerwühlt?

Von Gerlind Wellenspiel sieht man le noch nicht vi Es entsteht am Kopf als

Letzte Wellenschulenlandu Sie gelingt trotz Wellenbrandu Hanno fängt jetzt a zu mucken: „Imme auf Haare gucken! Sind denn junge Körper (weiblich) nur am Kopfe zeitvertreiblich?"

Ist denn das die Wellenlänge, auf der Hanno was empfänge? „Hilfe!", seufzt er schwer, „da bitt ich — das ist mehr ein Wellensittich!"

Neptuns Werk
in Topfretorte.
Hoffentlich
geht nichts kaputt,
sonst wird's noch
ein Perlondutt.

Nächste
Wellenspieletappe:
„Pony, tief –
mit Ohrenklappe."
Was hier fehlt?
Ein netter, frecher,
routinierter
Wellenbrecher,
daß der Mund,
der jetzt
fast Gram zeigt,
froh sich und
zum Küssen zahm zeigt.

„Well", sagt Hanno,
„liebe Mädel,
hütet eure
Wellenschädel.
Aber ich verschwinde,
Kinder,
seewärts mit dem
Wellenbinder.
Dort läßt sich
vielleicht was trixen
mit den
Meerschaumwellennixen,
die wahrscheinlich
nicht so geizen
mit den
Wellenleiberreizen."

Helmut Stöhr

AR-COCKTAIL

PLATZSORGEN. Flugzeugführer Klügel hat beim Flug die Orientierung verloren. Lange sucht er vergeblich nach einem Flugplatz. Der Kraftstoff geht bald zur Neige. Endlich findet er einen Platz und erhält auch prompt Landeerlaubnis. Als er an der Abstellinie aus der Maschine klettert, steht unerwartet sein Flugzeugwart vor ihm. Verdutzt fragt er: „Woher weißt du denn, daß ich ausgerechnet hier lande?"

TROCKEN. Kurz vor der Wehrsoldzahlung: „Du, Erhard, borg' mir doch etwas Geld. Das Wasser steht mir bis zum Halse." — „Tut mir leid. Wenn das so ist, dann komm' doch zu mir — ich sitze auf dem Trockenen."

DAS REZEPT. Ein junger Matrose und ein alter Fischer unterhalten sich. „Es ist doch auf die Dauer ungesund, so viel Grog zu trinken", meint der Matrose. Der Fischer lächelt verschmitzt: „Auf die Dauer? 88 habe ich voll. Und wie alt bist du?" — „19" — „Siehst du, wenn du so viel Grog trinkst wie ich, dann wirst du auch 88."

VERTRAULICH. Im Fernsprechverkehr zwischen den Stäben heißen der Divisionskommandeur „Schwiegervater", der Chef des Stabes „Schwiegermutter". Doch davon weiß Hauptmann Schöne noch nichts, weil er erst vor kurzem zum Regimentsstab kam. Überraschend aus dem Heiratsurlaub zurückbefohlen, hatte er seinen Ehering zu Hause gelassen. Da kommt vom Divisionsstab ein Anruf: „Morgen kommt Ihre Schwiegermutter zu Besuch!" Entgeistert legt er den Hörer auf: „So eilig wäre es mit dem Ring nun auch wieder nicht gewesen."

Demnächst auf der Leinwand: *(UdSSR)*

Der Staatsverbrecher

Bei einem Prozeß gegen einen faschistischen Kriegsverbrecher, der in Abwesenheit des Angeklagten in Leningrad geführt wird, fällt immer wieder der Name eines seiner Mittäter, eines Staatsverbrechers sowjetischer Nationalität: Solotitzki! Vor bald zwanzig Jahren hat man ihn zuletzt gesehen, zusammen mit ihm im Krankenzimmer eines Lazaretts befanden sich damals ein gewisser Utechin, dessen Tod die Ärztin noch feststellte, und ein Mann namens Tschernyschew. Dann brach ein Bombenangriff herein... Wird man nach so langer Zeit noch die Spur aufnehmen können? Andrej Polikanow von den Sicherheitsorganen befragt Tschernyschew, der als Pilot auf dem Leningrader Flughafen arbeitet, gerade in dem Moment, als er zum ersten Mal seine inzwischen herangewachsene Tochter sieht. Mehr als bisher Bekanntes sagt auch Tschernyschew nicht aus. Doch wie ist es möglich, daß es in Riga einen Taxifahrer Techin gibt, der behauptet, der Tote aus dem Lazarett zu sein? Als Andrej bei ihm recherchieren will, findet er ihn erhängt auf. Selbstmord? Dann war also er Solotitzki, von dem in einem Fangbrief behauptet wurde, er sei vor sechs Jahren in London gestorben? Aber was hat der Hypnotiseur Dore mit der Angelegenheit zu tun? Rätsel über Rätsel, Spuren über Spuren — die alle nur eins beweisen: Solotitzki muß noch leben, man muß ihn finden... *Penser*

Kultur und Fortschritt, Berlin 1964, 310 S., 7,20 MDN

Alexander Awdejenko: Operation „Schwarze Glocken"

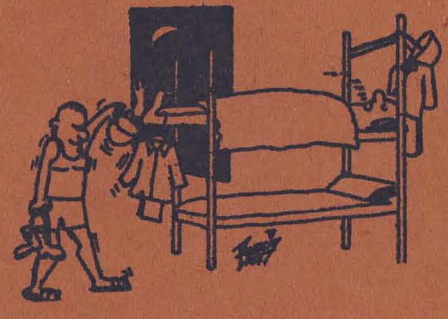
Der Roman, in dessen Mittelpunkt das Schicksal der Familie Sándor Horvaths, eines alten Waffenmeisters der Czepel-Werke steht, spielt in der Zeit vom 6. Oktober 1956 bis zum 4. November 1956. Sein Schauplatz ist Budapest. Und wer nur einigermaßen bewußt gelebt hat, erinnert sich, was in jenen Tagen geschah: Die Konterrevolution hatte ihr Haupt erhoben. Die gerechte Unzufriedenheit vieler ungarischer Menschen mit Personenkult, Dogmatismus und Verletzung der sozialistischen Gesetzlichkeit war umgeleitet und ausgenutzt worden für einen blutigen Putsch, der Ungarn in seiner gesellschaftlichen Entwicklung zurückwerfen und aus dem sozialistischen Lager ausbrechen lassen sollte. Die ungarische Hauptstadt, die gerade die Zerstörungen des zweiten Weltkrieges überwunden hatte, wurde erneut Kampfplatz, und 1944 wie 1956 kämpften Arbeiter gegen Faschisten, kämpften auch Irregeleitete auf der falschen Seite.

Awdejenko schreibt keinen Tatsachenbericht, doch er stellt seine Figuren in das reale Leben, und bekannte Namen, manchmal schon vergessen, werden wieder wach. Und er hat sein Ensemble klug gewählt. An ihm macht er die Kräfte deutlich, die die Meinung der Menschen beeinflußten.

Viele Tage fließt Blut in den Straßen der Hauptstadt. Es sterben Studenten, die für etwas anderes demonstriert hatten, es sterben Genossen der Partei, die Mitarbeiter der AVO, der Staatssicherheit, und vor ihrem Tod müssen sie meist schlimme Qualen erleiden, es sterben sowjetische Soldaten, die ihren Genossen zu Hilfe eilten, um die Horthy-Faschisten und Konterrevolutionäre zu vernichten, die dies herbeigeführt hatten und die aus dem kapitalistischen Ausland herbeigeeilt kamen.

Awdejenko gestaltet diese schwere Zeit, die Ungarn durchmachen mußte. Und ist auch seine Fabel etwas zu leicht gebaut, mußten, um das Geschehen auf 300 Seiten einzufangen, die Fäden zu knapp geführt werden; das Schicksal der Menschen und der große historische Hintergrund ist hart, wahr und echt.

Thomas



Soldatenhumor aus „Néphadsereg", „Verde olivo" und „Zolnierz Polski"

AR-COCKTAIL

Ergänzungen

Für die Festaufführung anläßlich ihrer Jahrestagung bestimmten die französischen Elektroindustriellen das Theaterstück Jean Geraudoux' — „Elektra".

UNSER VORSCHLAG: Für die deutschen Elektroindustriellen das Drama „Kabel und Liebe"; für die nächste Kommandeurstagung der Bundeswehr das Schauspiel „Der Teufel und sein General".

Vignette: Arndt

In einer sogenannten Zivilschutzfibel erteilt der Bonner Innenminister den Bundesbürgern den Rat, bei einer Atomexplosion die „Augen fest zu schließen".

UNSER RAT: Noch besser — die Augen vorher nicht verschließen!

Eine Quiz-Frage der Münchener „Soldatenzeitung" lautete: „Des ehrenvollen Beinamen ‚Vater der Vertriebenen' erfreut sich der hochangesehene a) Jaksch, b) Seebohm, c) Reichenberger?"

UNSERE RICHTIGSTELLUNG: In Wahrheit sind das alles nur Stiefväter; denn der echte Vater heißt Hitler!

Eine weitere Quiz-Frage hieß: „Wurde der amerikanische Präsident in a) Pankow, b) Harlem, c) Dallas ermordet?"

UNSERE ZUSATZFRAGE: Sind die Spalten der „Soldatenzeitung" mit a) Schmutz, b) Dreck, c) Kot gefüllt?

UNTERFELDWEBEL WOLF-DIETER HOLTZ

Geboren: 10. 12. 1941. Beruf: Straßenbauer. Klub: ASK Vorwärts Berlin. Größte Erfolge: Olympiateilnehmer 1964 über 1500 m, Zweiter der Deutschen Meisterschaft 1964 über 1500 m, Armeemeister 1961 im Militärischen Mehrkampf.

Lange Zeit wollte bei Wolf-Dieter Holtz überhaupt nichts klappen. Das begann eigentlich schon 1960 nach der Überprüfung durch Trainer Kurt Eins. Im Herbst sollte er in den ASK aufgenommen werden; doch Woche um Woche verging, und der Versetzungsbefehl war noch immer nicht in sein Pionierbataillon geflattert. Darüber verärgert, wollte er sich schon zum Studium an der DHfK bewerben – da kam die Versetzung, nach einem guten halben Jahr. Doch einem guten Start auf den Mittelstrecken folgte bald eine Verletzungsserie, die auch in den folgenden Jahren nie richtig abriß und erst im vergangenen Jahr mit einer Operation am Fuß endete. Und endlich platzte auch der Knoten. Man stelle sich vor: Innerhalb von vierzehn Tagen lief er die 5000 m unter 14 Minuten, erreichte über 1500 m 3:41,5 min und über 800 m 1:48,6 min! Der dritte 5000-m-Lauf seines Lebens war die Olympiaausscheidung in Westberlin; wegen Verdauungsstörungen mußte er leider das Rennen aufgeben. Dafür nutzte er seine Chance bei der 1500-m-Qualifikation in Jena mit einer großen kämpferischen Leistung. Zwar waren die Olympischen Spiele für ihn schon nach dem Zwischenlauf zu Ende, doch können wir von ihm – bleibt er gesund – noch manches erwarten. Als wir ihn nach seinen Eindrücken von Tokio fragten, schwärmte er von der Schnellautobahn, die sich über die Millionenstadt schwingt. Kein Wunder – schließlich hängt er noch heute an seinem Beruf als Straßenbauer. KW

Waffenbrüder-Magazin

Den 43. Jahrestag ihrer Volksarmee feiern am 18. März die mongolischen Genossen. Am 4. April 1965 jährt sich zum 20. Male der Tag, an dem Ungarn durch die Sowjetarmee befreit wurde.

Ein folgenschweres Explosionsunglück verhütete der sowjetische Leutnant W. Gotowski, Stellvertretender Kommandant auf einem Bahnhof des Transbaikal-Militärbezirkes, durch Umsicht, schnelles Reagieren und persönlichen Mut. Aus unbekannten Ursachen war nachts ein Waggon mit Sprengstoff, der für ein Bergwerk bestimmt war, in Brand geraten. Gotowski ließ den Waggon durch eine Lok aus dem Bahnhof ziehen und in genügender Entfernung abhängen. Noch während die Lokomotive sicheren Abstand gewann, zertrümmerte der Leutnant den verklemmten Riegel der Schiebetür und entlud, assistiert von drei beherzten Eisenbahnern, den in eine riesige Höllenmaschine verwandelten Wagen, der jeden Augenblick zu detonieren drohte. Das selbstaufopfernde Handeln der vier mutigen Männer verhinderte jedoch noch rechtzeitig die Katastrophe.

●

Unangemeldeten Besuch erhielt vor einiger Zeit eine ungarische Fla-Raketen-Einheit. Ein kapitaler Rehbock setzte über die Umzäunung, spazierte ungeniert zu einer Startrampe und beäugte interessiert die ihm noch unbekannte „Jagdwaffe". Da er auf die Anrufe des Postens nicht reagierte und weder Ausweis noch Dienstauftrag bei sich trug, wurde der „Spion" den zuständigen Organen (sprich: Armee-Försterei) übergeben.

Was ißt Soldat Janos?
TORDAI HAMMELBRATEN

Hammelfleisch mit Salz, Pfeffer und Knoblauch einreiben, zusammen mit Suppengrün und Nelken in heißem Schmalz wenden. Wirsingkohl in Streifen schneiden, fünf Minuten in Salzwasser kochen, abtropfen lassen und mit Zwiebel zum Fleisch geben. Das Ganze mit feingeschnittenem Speck bedecken und etwas Wasser aufgießen. Zugedeckt dünsten lassen. Wenn das Fleisch halbgar ist, in Würfel geschnittene Kartoffeln hinzufügen. Das Gericht in der Röhre, unter mehrmaligem Begießen mit dem Bratensaft, fertig garen.

FACHBUCHEREI

See- und Motorsportler, Flieger, Bastler, Typensammler und militärtechnisch Interessierte Leser im Jünglings- und Mannesalter, Anhänger von „Anno Tobak" - Geschichten und moderner Technik kommen gleichermaßen auf ihre Kosten. Sie fragen wodurch? Ganz einfach, die Seesportler und Anhänger der Seefahrt durch den Deutschen Marinekalender, die Freunde all dessen, was nach Benzin riecht durch den Deutschen Motorkalender und die Verehrer der Fliegerei selbstverständlich durch den Deutschen Fliegerkalender.

Die Herausgeber aller drei Kalender bemühten sich, sozusagen Rosinen aus der Vielzahl interessanter Probleme herauszusuchen und den Lesern darzubieten. Das sind sowohl militärische, militärtechnische als auch rein sportliche und zivile Themen. Der

teilweise mit Farbfotos versehene Motorkalender gibt z. B. Ratschläge für den Auto-Camping-Freund in bezug auf Zelte, Campinganhänger und Wohnwagen und vieles andere mehr.

Im Marinekalender sind besonders die Beiträge über unsere Volksmarine hervorzuheben. Sie erstrecken sich von den seemännischen Laufbahnen über die Dienstgrade und ihre Abzeichen bis zur Arbeit unserer U-Boot-Jäger.

Auch der Fliegerkalender bringt wieder einen Querschnitt durch alle Bereiche der Luftfahrt. Das Heft bringt auch in diesem Jahr eine Typenschau moderner Strahlflugzeuge. Waren es im Vorjahr Jagdflugzeuge, so informiert das neue Heft über Bomber und Raketenträger.

W. Kopenhagen

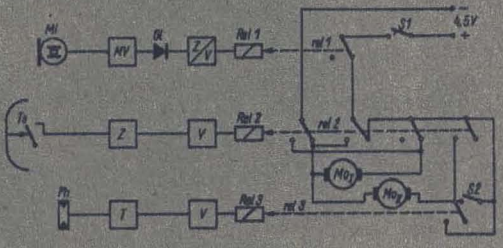
Deutscher Motorkalender 1965, Deutscher Marinekalender 1965, Deutscher Fliegerkalender 1965, Deutscher Militärverlag 1964, je Heft etwa 260 Seiten, viele Abbildungen, broschiert, 3,80 MDN.

Kybernetische Modelle (V)

Abschließend soll das Zusammenwirken der Funktionsorgane zur Steuerung der beiden Fahrwerkmotoren erklärt werden.

Der obere Schaltungsteil (siehe Zeichnung) zeigt das Hörorgan (Mi Mikrofon, MV Mikrofonvorverstärker, Gl Gleichrichter, Z Zeitglied, V Gleichstromverstärker). Wird vom Mikrofon ein Signal aufgenommen, so unterbricht Relais Rel 1 über den Kontakt rel 1 den Motorstromkreis, und die Schildkröte bleibt stehen. Durch das Zeitglied bleibt dieser Schaltzustand einige Zeit bestehen, bevor das Relais wieder umschaltet, und die Schildkröte weiterfährt. In der Mitte von Bild 1 ist das Tastorgan dargestellt. Der Fühler steuert den Tastschalter Ts. Es folgen das Zeitglied Z und der Gleichstromverstärker V. Ist der Schalter S2 geschlossen (Sehorgan ausgeschaltet!), so erhalten beide Motoren Strom, und die Schildkröte fährt vorwärts. Wird jetzt der Tastschalter durch ein Hindernis betätigt, so schaltet Relais Rel 2 um und betätigt die Kontakte rel 2. Dadurch wird der zweite Motor abgeschaltet und der Motor Mo1 umgepolt (Rückwärtsfahrt). Mit nur einem Motor wird eine Kreisbewegung (rückwärts!) gefahren, solange der Zeitschalter das Relais hält. Nach Abfall von Relais Rel 2 fährt das Modell mit beiden Motoren wieder vorwärts. Der untere Schaltungsteil bildet das Sehorgan. Es ist betriebsbereit mit geöffnetem Schalter S2. Es bedeuten Ph Fotowiderstand, T Triggerschaltung und V Gleichstromverstärker. Solange kein Licht auf den Fotowiderstand trifft, ist Relais Rel 3 abgefallen und der zweite Motor abgeschaltet. Die Schildkröte bewegt sich also kreisförmig in Vorwärtsfahrt. Erst wenn Licht auf den Fotowiderstand fällt, wird über Relais Rel 3 der zweite Motor eingeschaltet, und die kybernetische Schildkröte bewegt sich auf das Licht zu.

Ing. Schubert



Prinzipschaltbild einer kybernetischen Schildkröte mit Tastsinn, Hör- und Sehorgan (Erklärungen im Text).

Bald nach meiner Einberufung verletzte ich mich und trug den linken Arm in der Schiene. Ich war also etwas unbeholfen. Meine Stubenkameraden packten stets mit an, unterstützten mich beim Anziehen, bauten mein Bett und halfen mir, wo sie konnten. Immer jedoch, ohne daß ich sie besonders darum bitten mußte.

Soldat Peter Hoffmann

Aus dienstlichen Gründen konnte ich weder zu Ostern noch zu Pfingsten in Urlaub fahren. Ein Genosse meines Zuges opferte deshalb einen Teil seines Urlaubs, um meine Eltern zu besuchen und ihnen die Grüße und Geschenke zu überbringen, mit denen ich sie eigentlich selbst erfreuen wollte. Das fand ich sehr anständig.

Unterfeldwebel Steffen Wiemer

Ein richtiger Kamerad muß auch mal anständig dazwischenfahren können. Bei mir hat das der Genosse Ebersbach getan, als ich mal schwarz ausgehen wollte. Mancher andere hätte vielleicht

Die aktuelle Umfrage

Wer ist ein guter Kamerad?

Nun ist es still, ganz mäuschenstill – hier im Maatenschüler-Zimmer MZ 231. Den sonst so kecken Matrosen scheint es die Sprache verschlagen zu haben. Bis schließlich Obermatrose Seele das lastende Schweigen bricht und als erster auf die Frage zu antworten versucht, die sie aus heiterem Himmel getroffen hat: „Was ist gute Soldatenkameradschaft?"

Es ist zwar keine lange Rede, die er vom Stapel läßt, aber wenigstens ein bescheidener Anfang. Zwei Begriffe nennt er: „Verläßlichkeit und Anständigkeit". Wenig später kommt der „ehrliche Rat" hinzu, den sich Obermatrose Hellriegel wünscht; beispielsweise, wenn er sich mal mit seiner Freundin verkracht hat. Damit hat sich's aber auch schon. Das heißt, nicht ganz: Denn obwohl die Genossen keine klare Definition zur Hand haben, was sozialistische Soldatenkameradschaft ist, sind sie sich zumindest dahingehend einig, daß es in ihrer Stube damit noch hapert. Dafür spricht auch ein Beispiel, das der AR-Mitarbeiter allerdings erst auf Umwegen und von einem Genossen erfuhr, der nicht genannt sein möchte. Es begab sich an einem Wachtag, von dem lediglich der Obermatrose Böhme befreit war. Gleichzeitig war Wäscheaustausch. Doch obwohl alle Genossen ihre Bettwäsche abgezogen und bereit gelegt hatten, fanden sie nach ihrem Wachdienst allein das Bett dieses Obermatrosen frisch bezogen. Die andere Wäsche lag nach wie vor am alten Platz – schmutzig! „Schmutzig", nennt deshalb auch Funker Konrad Schöndermann das „abstoßende Ich-Denken dieses Genossen". Blütenweiß, und vor allem auf der Höhe unserer Zeit, ist solches Handeln in der Tat nicht. Denn darüber gibt es fast bei keinem Zweifel: Hilfsbereitschaft ist die erste Tugend guter Kameradschaft.

Diese Maxime findet sich tausendfach. In der „theoretischen" Forderung des Gefreiten Herbert Wallburg, daß ein guter Kamerad „hilfsbereit und verträglich sein und die Allgemeinheit in sein Denken und Handeln einschließen" müsse, noch mehr aber in zahlreichen Kameradschaftsbeweisen des täglichen Lebens.

Bücher ließen sich drüber schreiben. Selbst über das kurze „Ich stand nie allein!" des Kanoniers Bernd Mann, mit dem er die ersten zögernden Schritte seiner Dienstzeit charakterisiert. Soldat Karl-Heinz Auerswald hebt die kameradschaftliche Hilfe hervor, die ihm Unteroffizier Uhlisch in der Exerzierausbildung, aber auch in Vorbereitung auf manches Gefechtsschießen gab: „Wäre er nicht gewesen, hätte ich wohl kaum das Bestenabzeichen bekommen." Leutnant Norbert Zacher erinnert sich des Soldaten Gleimann, der dem Gefreiten Bandur, einem sportlich schwachen Genossen, während des 5000-m-Laufes nicht von der Seite wich und – unter Verzicht auf eine weit bessere Eigenleistung – erreichte, daß sein „Patenkind" erstmals die gesetzte Norm schaffte. Flieger Heinz Blomberg freut sich als Kraftfahrer immer wieder, daß ihm seine Genossen „anstandslos das Essen mitbringen", wenn er zur Essenszeit gerade auf Tour ist. Mit Dankbarkeit spricht Unteroffizier Harry Bunzel von dem Genossen Grunwald, der kurzfristig als Diensthabender für ihn einsprang, damit er wie vorgesehen in Wochenendurlaub fahren konnte. Wie gesagt: Man könnte Bücher darüber schreiben, auch lustige Geschichten. Etwa von dem Gefreiten Heinrich K., der bei einer Übung den Ehering verlor und – um während des anschließenden Sonderurlaubs nicht den Unwillen seiner Frau zu erregen – den freundlichen „Ausleihdienst" des Unteroffiziers M. in Anspruch nehmen durfte ...

Gegenseitige Hilfe ist ohne Zweifel ein gewichtiger Aktivposten guter Kameradschaft. Doch: Kleine Hilfeleistungen sind natürlich auch woanders üblich. Beispielsweise in kapitalistischen Armeen. Wenn sich die Soldaten dort gegenseitig unterstützen, dann jedoch nur, um durch ihren Zusammenhalt eine Abwehrfront gegen das ihnen klassenfremde Offizierskorps zu schaffen. „Anders bei uns", bemerkt Gefreiter Dieter Meinig. „In der Nationalen Volksarmee gibt es keine Klassengegensätze zwischen Soldaten und Offizieren. Deshalb ist zum Beispiel – was der Bundeswehrsoldat nie von sich sagen könnte – der Offizier ebenso mein Kamerad wie der Soldat, mit dem ich tagtäglich in Reih und Glied stehe."

Kommen wir nach dieser kleinen, aber notwendigen Abschweifung auf unseren Ausgangspunkt zurück.
Durch einen Kunstgriff „verhalf" Stabsgefreiter Roland Peters kürzlich einem jungen Soldaten zum Ausgang ohne Ausgangskarte. Hat er ihm damit geholfen? Vielleicht sagt der junge Soldat im ersten Moment ja, weil er sich des zärtlichen Rendezvous erinnert, das ihm so ermöglicht wurde. Stimmt das aber? Gute Kameradschaft gründet sich, wie Feldwebel Harald Neubert erklärt, „auf ein bestimmtes Maß an gemeinsamen Grundauffassungen und Zielen, für die man gemeinsam tätig ist und lebt. In der Nationalen Volksarmee kann das nur der Dienst für die gemeinsame sozialistische Sache, für den Schutz unseres sozialistischen Vaterlandes sein." Ergo hilft uns eine „Hilfe", die zu Disziplinlosigkeiten oder gar zu unerlaubten Entfernungen führt, nie und nimmer. Sie untergräbt vielmehr Disziplin, Vertrauen und Gefechtsbereitschaft. Helfen muß nützen, nicht schaden. Meine Hilfe ist also nur

beide Augen zugedrückt. Er nicht. Er nahm mich buchstäblich beim Schlafittchen und schleppte mich weg vom Zaun. Zuerst war ich furchtbar wütend. Doch als wir uns anschließend aussprachen und mir klar wurde, was ich da angerichtet hätte, sagte ich ihm aus ehrlichem Herzen „Danke schön".

Gefreiter Werner Salczik

Als ich noch auf einem R-Boot fuhr, hatten wir einen Rudergänger, einen schmächtigen Prenzlauer, der leicht seekrank wurde. Bei starkem Seegang war er also nicht in der Lage, das Ruder zu führen. Doch die Kameradschaft an Bord war so gut, daß sich in solchen Situationen stets einer von der Freiwache fand, der unaufgefordert ins Steuerhaus ging und „Hutzel", wie wir ihn nannten, ab- und damit erlöste.

Obermatrose Schulz

Vor kurzem hatte ich mit meinem Wagen während einer Dienstreise Kupplungsschaden. Als ich in der Dienststelle Waldsieversdorf um Hilfe bat, war es schon spät. Trotzdem machte sich ein Gefreiter, dessen Namen ich leider nicht weiß, mit mir an die Arbeit. Nachts um zwei Uhr waren wir fertig. Um mir zu helfen, hatte der Genosse vier Stunden seiner Nachtruhe rangehängt.

Flieger Karl-Heinz Hentschel

Illustrationen: Klaus Arndt

dann kameradschaftlich, wenn sie individuell und gesellschaftlich nutzbar wird.

Unter guten Kameraden sollte es stets „offen und ehrlich zugehen", verlangt Unteroffizier Richard Albrecht. „Das heißt", fügt Gefreiter Ortwin Goldbach hinzu, „Fehler nicht zu übersehen, sondern aufzudecken und zu beseitigen." Und Matrose Ralf Thiele erklärt: „Ein wirklicher Kamerad wird immer versuchen, auf seinen Nebenmann so einzuwirken, daß er seine Sache gut macht und gar nicht erst in die Versuchung kommt, auszugleiten."

Kameradschaft bedeutet also nicht nur, sich gegenseitig zu helfen, sondern vor allen Dingen, sich gegenseitig zu erziehen. Ohne Auseinandersetzungen geht's dabei nicht. Und so hat Flieger Siegfried Rattler durchaus recht, wenn er behauptet: „Zur Kameradschaft gehört Mut!"

Ja, den braucht man. Um „inaktive Genossen zu parteilichen Stellungnahmen zu zwingen", wie Oberleutnant (Ing.) Fritz Süße erklärt, und um „eine kritische Atmosphäre zu schaffen, in der offen auf den Tisch gelegt wird, was uns hemmt und was nicht in Ordnung ist", wie Pionier Uwe Körner betont. Über solche Dinge zu sprechen, muß ein guter Kamerad den Mut finden. In diesem Falle ist Reden, nicht Schweigen Gold.

„Heißt das nun, jedes kleine Vergehen eines Genossen auch gleich den Vorgesetzten zu melden?", erkundigt sich Gefreiter Hans-Günter Derenberg.

Ich würde sagen: Es kommt drauf an. Lassen Sie mich erklären, worauf.

Nehmen wir an, ich hätte gesehen, wie einer meiner Kameraden heimlich auf Posten geraucht hat. Jeder weiß, daß das aus gutem Grund verboten ist. Es zählt sogar als Wachvergehen. Trotzdem würde ich nicht als erstes zum Wachhabenden rennen. Ich würde erst mal das tun, was ich als erste Kameradenpflicht ansehe: Ihn zur Rede stellen und mich mit ihm auseinandersetzen, ihm also sagen, daß er leichtsinnig gewesen ist und seine Pflichten verletzt hat. Sieht er seinen Fehler ein, verspricht er, künftig verantwortungsbewußter zu handeln, so würde ich die Sache auf sich beruhen lassen. Verschließt er sich jedoch meiner Kritik oder gebietet es die Schwere des Vergehens – dann allerdings bleibt mir nichts anderes übrig, als Meldung zu erstatten. Ja, ich habe bei dieser Sachlage nicht nur das Recht dazu, sondern überdies die juristische und moralische Pflicht, es zu tun. Ich muß es einfach, um weiteren Schaden zu verhindern. Alles andere wäre Kumpelei und falsch verstandene Kameradschaft.

Lassen wir Zahlen sprechen: Meine Befragung bei 200 Genossen erhellt, daß die meisten von ihnen schon sehr klare Vorstellungen haben, durch welche Eigenschaften sich ein guter Kamerad auszeichnet. Es genügt aber nicht zu wissen, was sozialistische Soldatenkameradschaft ist; es kommt darauf an, sie im Prozeß offener Auseinandersetzungen und gegenseitiger Erziehung tagtäglich aufs neue zu pflegen – im besten Goetheschen Sinne vom „Denken und Tun, Tun und Denken" als der „Summe aller Weisheit".

Ihr

Karl Heinz Freitag

Mitarbeit: Oberfeldwebel W. Jahn, Unterleutnant H.-J. Redlich, Unteroffizier E. Derlig, Unteroffizier D. Kazmierzak, Oberfeldwebel H. Gehrke, Hauptmann H. Prowatschke, Unteroffizier P. Vorwerk, Matrose R. Gebhardt, Feldwebel d. R. M. Brenner, Kapitänleutnant K.-D. Zehm.

Was

zeichnet einen guten, verläßlichen Kameraden aus? AR befragte dazu 200 Soldaten, Flieger und Matrosen. Nachstehend das Ergebnis mit den meistgenannten Antworten:

187

stellen zur Bedingung, daß er sie auf Fehler aufmerksam macht.

181

erwarten, daß er ihnen beim Lernen hilft.

180

verlangen, daß er ihnen seine guten Erfahrungen vermittelt.

177

wünschen, daß er für sie eintritt, wenn ihnen Unrecht geschieht.

173

setzen voraus, daß er nicht egoistisch ist und sie vor falschen Handlungen zurückhält.

172

halten es für erforderlich, daß sie ihm auch mal etwas Privat-Intimes anvertrauen können.

165

bedingen sich aus, daß er hinter ihrem Rücken nicht schlecht über sie redet.

161

fordern, daß er auch mal ihre Waffe mitreinigt, wenn sie dringend etwas anderes vorhaben.

140

begehren, daß er seine letzte Zigarette mit ihnen teilt.

134

erwarten, daß er ihnen auf einem strapaziösen Marsch für kurze Zeit mal ein Gepäckstück (Waffe, Sturmgepäck) abnimmt.

117

verlangen, daß er ihnen mitunter aus finanzieller Verlegenheit hilft.

Rallye des harten Kurses

Von Oberstleutnant K. Erhart
und G. Berchert

Die Atmosphäre erfüllt nicht das besondere Fluidum, das große Motorsportveranstaltungen umweht, wenn auch der scharfe Geruch von Öl und Treibstoff zu spüren ist. Obwohl rege Geschäftigkeit herrscht, fehlen Attribute wie die Hast der Aufregung, das vielgestaltige Stimmengewirr, Lautsprecherdröhnen. Auch kein Starter mit der roten Flagge schickt das Fahrerfeld auf die Strecke. Und doch findet die Jagd der Ritter des Gaspedals über Autobahnen, Landstraßen und sandige Waldwege statt. Sozusagen in Permanenz. Eine Reise über . . . zig Kilometer, um Zeiten, Normen und Bewertungen. Favoriten sind die starken G-5, die SPW 152 zählen dazu, auch die übrigen Armeefahrzeuge sind nicht zu unterschätzen.

Illustrationen: Paul Klimpke

Im vergangenen Jahre fanden in der DDR über einhundert verschiedene Rallyes statt. Der ADMV sieht für 1965 wiederum 125 solcher Veranstaltungen vor. Außer Konkurrenz läuft die Rallye des harten Kurses. Sie führt nicht zu den 1000 Seen, nicht nach Monte Carlo, ihr Name hat nicht den Klang wie Pneumant, Wartburg, Sachsenring. Sie ist eine Fahrt ohne direkten Veranstalter.

Bei Rallyes werden die Fahrzeuge auf Herz und Nieren (oder Motor und Getriebe) geprüft. Sie unterteilen sich in Zuverlässigkeits- und Spezialprüfungen. Daß es bei beiden auf die Geschicklichkeit des Fahrers (auch des Kfz.-Gruppenführers, Schirrmeisters und TA in unserem Falle) ankommt, steht außer Zweifel. Deshalb gewinnt derjenige, der sowohl fahrtechnisch als auch wartungsmäßig fit ist, und dessen Beifahrer bzw. Vorgesetzten auf der Höhe sind.

Doch genug der Erläuterungen, die Rallye läuft ja. Wir stehen an einem der vielen, aber bedeutenden Punkte, wo sich Fahrer und Fahrzeug für die bisher zurückgelegte Strecke Gut- oder Strafpunkte einhandeln. Es ist die Kfz.-Werkstatt des Verbandes Krysmann, in die nach gefahrener Norm — oder auch eher — die Fahrzeuge zur mittleren Instandsetzung gebracht werden.

Soeben rollt der favorisierte G-5 auf den Hof, am Lenker Oberfeldwebel Bolle, kein geringerer als der Gruppenführer der Bergungsgruppe der Panzerwerkstatt, dem die Transportmittel unterstehen. Das ruft bereits bei den Schiedsrichtern, Oberleutnant Matkey und Unterleutnant Ebert, Verwunderung hervor. Ist der Kraftfahrer auf der Strecke geblieben, krank, mit den Nerven herunter, ein Opfer der kräftezehrenden Fahrt über 43 000 Kilometer? Genosse Bolle steht ehrlich Rede und Antwort: „Der Fahrer? Der Wagen hat keinen, das heißt, natürlich hat er einen, aber der macht jetzt

Koch, doch vordem hatte er sogar dreizehn! Aber die letzten Kilometer mußte ich einspringen, weil der dreizehnte absprang und der jetzige noch immer in der Küche ist."

„Der Hirsch sieht auch danach aus", bemerkt der Mann mit den drei Sternen und dem Werkstattmantel, greift sich ein Montierbrett und rollt geschickt unter den G-5.

„Na, da klebt der Dreck von der letzten Schneeschmelze noch drunter. Und die ölführenden Teile haben auch Rotznasen. Wie üblich."

„Aber wir haben ihn doch mit Shampoon gewaschen", meint Bolle.

„Seh ich", erhält er zur Antwort, „außenrum. Na, dann reichen Sie mal den Kfz.-Paß her." Da steht es schwarz auf weiß: Fahrzeug wurde am 17. 9. 1959 werkneu übernommen; was nicht drinsteht, der Wagen fuhr 12 000 km als Gefechtsfahrzeug – kam hier prima über die Runden. Als er etatmäßig als Transportmittel eingesetzt wurde, begann die schwerste Teilstrecke seiner Rallye. Drei Zivilfahrer zeigten ihr Können darauf, leider nicht darunter, was

an den Baugruppen zu sehen ist. Zehn Soldaten drückten seinen Sitz, aber nicht allzuoft die Fettpresse an die Schmiernippel, die etwas schwierig zu erreichen sind. Schließlich plagten sich noch elf Fahrschüler damit, die kommen aber nicht in die Wertung. Freund Bolle tat, was er konnte. Sein TA, Oberleutnant Schuchardt auch, leider nicht immer bis zur letzten Konsequenz. Zugegeben, der Gute hatte und hat Sorgen. Die entbinden ihn aber nicht der Pflicht gegenüber der Rennleitung. Auch die schwerste Rallye muß mit gewarteten Fahrzeugen bestritten werden. Der Kfz.-Paß sagt aus, daß seit dem 20. 2. 1963 der Nachweis über die Batterieladung fehlt — und so zur mittleren Instandsetzung, unter die Augen der strengen Schiedsrichter? 10 Strafpunkte gibt's dafür! Auf Befragen sagt Genosse Bolle aus, daß es an den technischen Wartungen sehr mangelte, obwohl es die Rallye-Ordnung 17/1 präzise vorschreibt. Kein Wunder, wenn, nach Oberleutnant Schuchardt, immer der den Wagen fuhr, der gerade zu entbehren war, wer sollte dann großes Interesse zeigen?

Wie gesagt, die letzten Kilometer fuhr Oberfeldwebel Bolle den Wagen. Klar, er hat in seiner Funktion anderes zu tun, aber für die ordentlichen TW hätte auch er sorgen können. Jetzt steht der Wagen hier am Punkt der kritischen Prüfung. Fakt ist: 1. Fahrzeug kam verschmutzt zur Werkstatt — 5 Minuspunkte; 2. Kfz.-Paß nicht vollständig geführt – 10 Minuspunkte; 3. Flanschlager, Bremsschlüssel an der Achse, Achsschwenklager, Schaltgestänge für Verteilergetriebe nicht geschmiert, mangelhafte Federpflege – 15 Minuspunkte; Pritschenaufbau lose – 5 Minuspunkte; ölführende Teile undicht – 5 Minuspunkte.

Summa summarum 40 Minuspunkte, die vermeidbar waren, wenn die Wartungsarbeit zeitlich und gründlich ausgeführt worden, die Kontrolle durch Genossen Schuchardt und Bolle intensiver, die Wagenpflege besser gewesen wäre. Daß es dem TA nicht bekannt ist (nach eigener Aussage), daß es bestimmte Übernahmebedingungen seitens der Werkstatt gibt, sei nur nebenbei bemerkt.

Rallyes fordern ihre Opfer. Ein Opfer besonderer Art ist Stabsgefreiter Grodon, ein Panzerfahrer. Ihn erwischte es. Weil der G-5 keinen festen Fahrer hat, kommandierte man, das ist allgemein für den Kraftfahrer üblich, ihn zur Instandsetzung. Leider ohne jegliche Einweisung. „Ich stehe wie der Ochs vorm neuen Tor", sagte er der Streckenkontrolle, als sie ihn von der Waschrampe holte, wo er gerade den Uraltdreck aus den Profilen des Rahmens kratzte. „... Ochs vorm neuen Tor? Ja Mann, kennen Sie den G-5 nicht?"

„Daß es ein Auto ist, weiß ich, aber mehr nicht, denn eine Fahrerlaubnis, außer meiner Panzerfahrerlaubnis, habe ich nicht. Eines sehe ich, der Wagen sieht unmöglich aus, mindestens acht Wochen nicht abgeschmiert."

„Ja, es ist unser Versäumnis, mit Grodon keine

Einweisung gemacht zu haben. Daß wir gerade ihn hinschickten, hat aber seinen Grund. Er soll noch in diesem Jahr die Fünf ablegen und so das Fahrzeug kennenlernen."
Sehr weise. Alte Fahrlehrer sagen: Autofahren fängt mit Waschen an.
Während die Schiedsrichter noch immer kleine Mängel feststellen und die Strafpunkte addieren, rollen weitere Rallye-Teilnehmer an. Auch hier die typischen Beanstandungen. Der Verschleißgrad (hauptsächlich bei Kardan, Federbolzen, Schwenklagern) ist sehr hoch. Stets fehlen Teile wie Gestänge, Winkelhebel, Kühlerjalousien, bestimmte Bauteile sind ausgetauscht worden, Instandsetzungen unfachmännisch ausgeführt. Und immer wieder schlecht geschmiert, ob das Fahrzeug dem Truppenteil O., St., P. oder B. gehört!
Das sagt der Hauptschiedsrichter, Hauptmann Buss: „Woran das liegt? Zu wenig Typenschulung, Freunde, die Kraftfahrer kennen nicht alle Schmierstellen. Bequemlichkeit, mangelnde Kontrolle, daran liegt es." Geht es nicht wie im Transportbataillon, das kaum Grund zur Kritik gibt?
Bolles G-5 sähe bestimmt besser aus, wenn gerade trotz Schwierigkeiten personeller Natur und anderer Widrigkeiten allen einschlägigen Arbeiten der Pflege und technischen Wartung größte Aufmerksamkeit geschenkt worden wäre. Aber der Karren geht ja sowieso zur mittleren Instandsetzung, da braucht man ja die letzten paar Kilometer nichts mehr dran tun, sagte sich Genosse Schuchardt – und gestand es auch offen ein. Auch dann stünde das brave Auto besser da, hätte man den B-1000, ebenfalls Transportfahrzeug, besser genutzt. So mußte der G-5 immer auf Fahrt, selbst wenn es um drei Kannen Milch ging. Dabei verlangt die 17/1, den Kfz.-Einsatz so zu organisieren, daß für jede Fahrt das zweckentsprechende Fahrzeug eingesetzt und entsprechend ausgelastet wird. Weil der TA aber nicht genügend Bescheid über die Möglichkeiten einer Limiterhöhung wußte bzw. keine eigene Initiative in dieser Richtung ergriff, stand der B-1000 und der G-5 rollte, zu seinem Schaden. Dabei hätten in der quartalsmäßigen Analysenmeldung durchaus „geplante Veränderungen" eintreten können. Hauptmann Schuster bestätigt es. Ja, ja, auch altbekannte Formulare haben mitunter einen Passus, der leicht zu übersehen ist. Leider.
Neue Rallye-Teilnehmer trudeln ein, sehen schadenfrohen Blickes auf Bolles LKW – und ahnen nicht, daß auch sie die Härte des Schicksals trifft. Sie sollten lieber nicht gleich schadenfroh grinsen, wenn die Schiedsrichter den G-5 der Panzerwerkstatt so unter die Lupe nehmen. Ihre Hirsche haben auch Krankheiten. Auch die SPW-Fahrer geht das an, wenn sie auch an einer anderen Kontrollstelle Farbe bekennen müssen. Denn noch oft kommen diese Wagen vor den Soll-km in die Werkstatt, weil die Kolben zum Teufel sind (Motor übertourt bzw. die Luftfilter undicht), eine Nachlagerung im Truppenteil versäumt wurde usw. Der SPW aus B., der die Bewertungsnote 5 – für 180 bis 200 Mängel aller Art bekam, ist „leuchtendes" Beispiel dafür. So hart wie der Kurs dieser Rallye, so hart ist die Wertung.
Erfahrung macht klug, auch bittere Erfahrung. Die Lehren der Rallye des harten Kurses liegen vor allem darin, das Fahrzeug der Armee wie sein eigenes zu behandeln, auch wenn es manchmal schwerfällt oder unmöglich erscheint. Hierbei spielen die ordentlichen technischen Wartungen auf der Grundlage umfassender Kenntnisse über das Kfz. eine entscheidende Rolle. Viel Wissen erbringt gutes Fahren, das wiederum senkt den Verschleiß, erspart Mehrarbeit und Kosten.
Die fleißigen Monteure und Streckenhelfer bügeln in der mittleren Instandsetzung natürlich alles aus – bis ins kleinste Detail. Dann schicken sie die Fahrzeuge wieder auf den Kurs. An der nächsten Station wird sich dann zeigen, ob die Erfahrungen der ersten Etappe gefruchtet haben und die Teilnehmer das Endziel erreichen.

Einkauf auf See

Es war bei einer Übung der Volksmarine. Die Gefechtsaufgabe des dritten Übungstages war erfolgreich gelöst, der Schiffsverband ging abends auf der Reede vor Anker. In der Offiziersmesse des Küstenschutzschiffes „Friedrich Engels" erzählte mir der Leitende Ingenieur (LI), Kapitänleutnant Golloneck, von den hervorragenden Arbeitsleistungen seiner Maschinisten.

In der Nacht zuvor hatten sie, während auf dem ganzen Schiff Ruhe herrschte, eine schwierige Reparatur ausgeführt. Der Dichtungsflansch der Hilfszudampfleitung zwischen Ventil und Backbord-Turbogebläse war durchgeschlagen. Ein Kessel mußte vorübergehend ausgeblasen werden. Der LI sprach begeistert von der aufopferungsvollen Arbeit des Kesselpersonals. Bei einer Hitze von über 65 °C konnten die Genossen nur in Schichten von höchstens zehn Minuten arbeiten. Nach drei Stunden war der Schaden

behoben. Der Kessel konnte wieder angeblasen werden.

Während der LI erzählte, sah ich, wie der Pandry am anderen Ende des Tisches eifrig über seiner Kasse saß. Er zählte das Geld nach, rechnete und rechnete. Der Pandry ist gewissermaßen der Ober in der Offiziersmesse, ein Matrose, der für das leibliche Wohl der Schiffsoffiziere sorgt. Was rechnet er wohl, überlegte ich. Macht er einen Kassenabschluß? Das könnte ja sein. Sucht er ein Manko? Oder will er hier auf hoher See gar einkaufen gehen?

Ich konnte mir nicht enträtseln, was er vorhaben mochte. Doch bald lüftete er mir das Geheimnis:

„Heute abend kommt der Tanker längsseits. Da muß ich doch sehen, wieviel Geld ich eingenommen habe und was ich dafür wieder kaufen kann", erklärte er freundlich lächelnd.

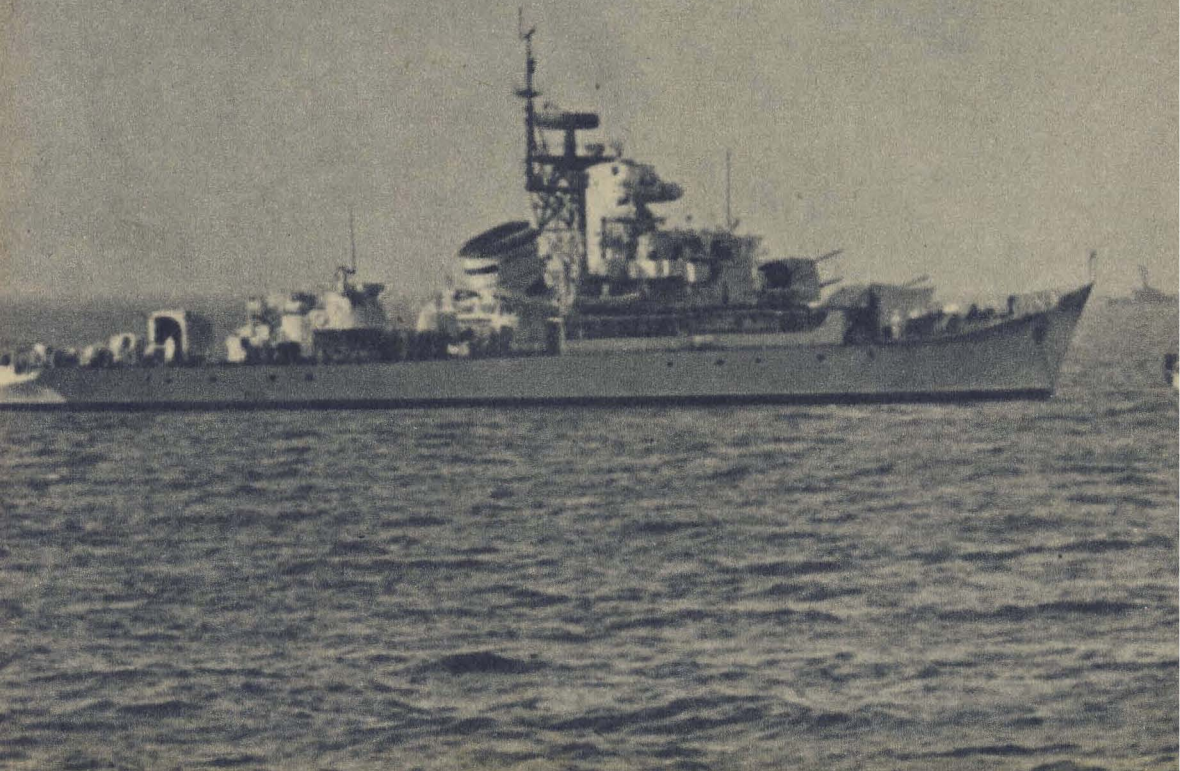
Ich lächelte ebenso freundlich zurück, obwohl mir immer noch nicht recht klar war, was er wohl beim Tanker einkaufen könnte. Kraftstoff?

Da half mir der LI aus der Verlegenheit und erklärte mir, daß ein Tanker nicht nur Kraftstoff mitbringt. „Wenn wir längere Zeit auf See sind, brauchen wir auch viele andere notwendige Dinge wie Lebensmittel, Post und Zeitungen. Und die Pandrys kaufen für die Matrosen auch Brause, Zigaretten, Briefmarken... Ein Tanker ist wie ein schwimmendes Kaufhaus, in dem wir alles kaufen können, was wir auf See dringend brauchen. Sie können sich ja mal ansehen, wie das vor sich geht. Der Tanker muß bald kommen."

Gegen 20 Uhr war es dann soweit. Vom Westen her, aus der untergehenden Sonne heraus, lief der Tanker auf die „Friedrich Engels" zu. Die Maschinisten an Bord bereiteten schon die Schläuche vor für die Übernahme von Kraftstoff und Trinkwasser. Der LI überprüfte, wieviel Heizöl das Schiff braucht.

Nach dem Anlegemanöver wurden an Backbord die Leinen festgemacht. Erste Begrüßungsworte flogen hinüber und herüber. Die wachfreien Matrosen der „Friedrich Engels" warteten neugierig auf die Grüße von Land. Die einen auf einen Brief von der Ehefrau oder Freundin, die anderen auf Zeitungen, Brause oder Zigaretten, der Smutje auf neue Produkte und der Filmvorführer auf neue Filme, die er den wachfreien Matrosen vorführen kann.

Abends auf der Reede, nachdem die Gefechtsaufgabe des dritten Übungstages erfolgreich gelöst ist. Das „schwimmende Kaufhaus" läuft von Schiff zu Schiff und versorgt die Besatzungen mit allem, was sie auf See dringend brauchen.



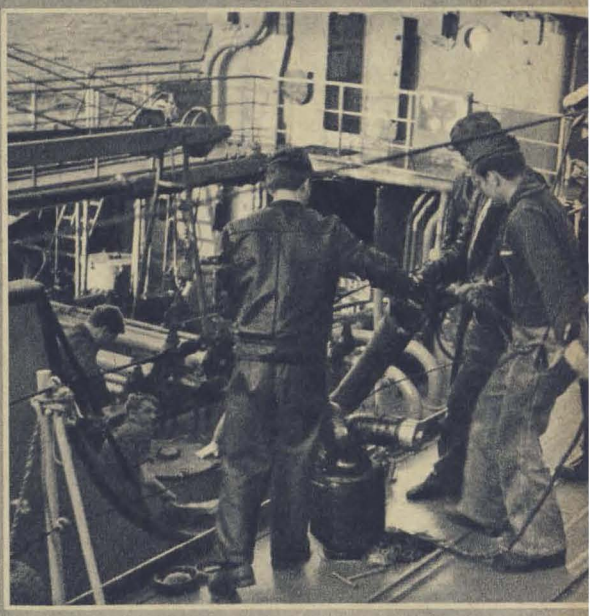
Obermatrose Kirchner vom Artillerieabschnitt, einer der herumstehenden Matrosen, sagte mir: „Wenn der Tanker kommt, das ist für uns immer ein besonderer Tag. Jeder erwartet, daß er ihm etwas mitbringt. Deshalb stehen wir hier so neugierig herum."

Inzwischen hatte Stabsmatrose Weigold den Übernahmestutzen in die Öffnung des Kraftstofftanks eingeschraubt und den dicken Schlauch, der ihm vom Tanker herübergereicht wurde, angeschlossen. Die Pumpen begannen zu arbeiten. Tonnenweise floß das Heizöl in den hungrigen Schiffsbauch.

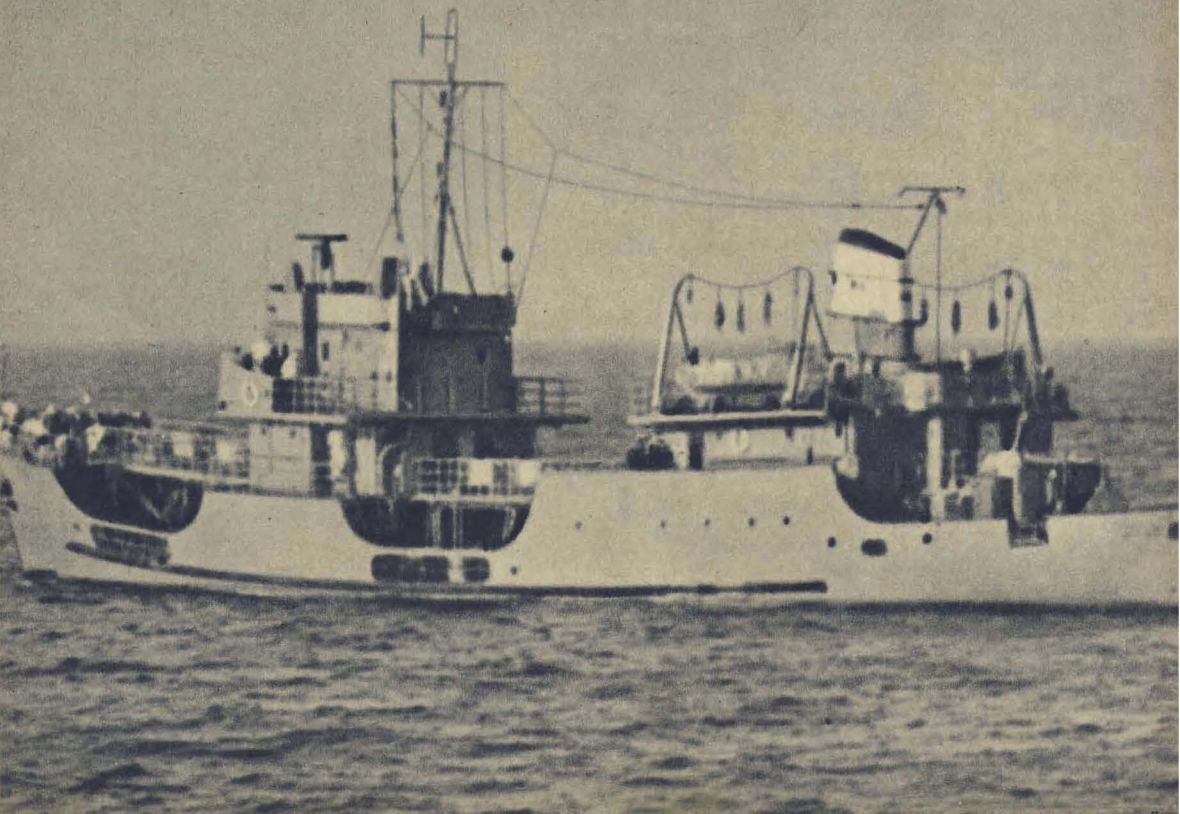
Währenddessen wurden auch die anderen mitgebrachten Güter über Bord gehievt. Kartons, Kisten, Zeitungspakete sah ich und einige Sack Gemüse, frische Radieschen und Kohlrabi.

Unter denen, die die kostbaren Lasten ins Innere des Schiffes trugen, erkannte ich auch meinen Pandry wieder. Er hatte schon einige Pakete mit Zigaretten und Süßigkeiten eingekauft und schleppte jetzt Brause, gleich zwei Kästen auf einmal. Freundlich wie immer lächelte er mir zu: „Möchten Sie gleich eine haben?"

R. Dressel



▲ **Eine Bluttransfusion im übertragenen Sinne beginnt. Was das Blut für den menschlichen Körper, ist das Heizöl für die schweren Schiffsturbinen. Bald wird der lebenspendende Saft fließen. Der Übernahmestutzen ist schon eingeschraubt, der Schlauch wird angeschlossen . . .**



Der Nachtmarsch

VON ERICH KÖHLER*)

Der Student mit dem Spitznamen Ballisto war Gruppenführer geworden. Und was der Stubenälteste war, der besaß jetzt zwei goldene Vorderzähne. Dadurch wirkte er noch charmanter als mit seinen natürlichen beinernen Beißern. Bernhard Malterer mußte sehen, daß diesem Kerl, statt mit dem Hieb bestraft zu sein, das Verführen von Mädchen noch leichter gemacht war.

Insgesamt waren die jungen Soldaten durch die Ausbildung kräftiger, selbstbewußter und männlicher geworden.

An einem schwülen Sommerabend wurde Alarm gegeben. Innerhalb von zehn Minuten standen die Züge marschbereit. Im Gefechtsbefehl hieß es, die Truppe müsse im Verlaufe der Nacht vom Konzentrierungsraum aus unter erschwerten Bedingungen einen Bereitstellungsraum in der Nähe des Schießplatzes erreichen. Von dort aus habe sie gegen Morgen ein noch nicht bekanntes Ziel zu bekämpfen.

Der Konzentrierungsraum war bald erreicht. Aber jetzt wurde es schwieriger. Die Batteriechefs zückten ihre Karten. Geschütze und Fahrzeuge rollten herbei. Im Nu ward wieder aufgesessen. Aufklärungsfahrzeuge fuhren voraus. Als die Kolonne aufbrach, senkte sich die Nacht herein. Der angenommene Gegner aber hatte etliche Straßenabschnitte unpassierbar gemacht, so daß der Bereitstellungsraum nur auf schwierigen Umwegen zu erreichen war.

Ballisto saß neben dem Fahrer und gab sich Mühe, den vorausfahrenden Einweiser nicht aus den Augen zu verlieren. Der Fahrer hatte genug zu tun, um im abgeblendeten Licht den Fahrweg zu erkennen. Ihre Gruppe fuhr am Schluß der Kolonne. Die Soldaten dösten auf ihren Sitzen vor sich hin.

Als sie einige Zeit kreuz und quer gefahren waren, sagte Ballisto: „Ich sehe nichts mehr."

„Prima", knurrte der Soldat am Steuer und stoppte. Die Soldaten auf der Ladefläche des LKW purzelten durcheinander.

„Wie kannst du den vorne aus den Augen lassen!" rügte der Fahrer.

Dem Gruppenführer war es peinlich. „Ich könnte schwören, daß der Dussel auf dem Vorderwagen nicht eingewinkt hat. Geschlafen habe ich jedenfalls nicht", verteidigte er sich schwach.

„Was ist denn los?" erscholl es mehrstimmig aus dem Wagen. Der Kraftfahrer winkte heftig ab. „Still doch! Vielleicht hören wir noch un-

* vom gleichen Autor erschien der Roman „Schatzsucher" im Hinstorff-Verlag-Rostock 1964.

sere ‚Arie' rollen. Die haben doch Kettenfahrzeuge."
Sie hielten lauschend den Atem an. Über ihren Köpfen rauschte der Wald, sonst war nichts zu hören. Mißmutig kramte der Fahrer eine Wegekarte hervor. „Weißt du denn, wo dieser Bereitstellungsraum liegt?" fragte er.
Ballisto schüttelte den Kopf. „Wir müssen über ein Wasser", war seine Antwort.
„Woher willst du denn das wissen?"
„Unter erschwerten Bedingungen geht es immer durchs Wasser", belehrte ihn der Gruppenführer. Er beugte sich über die Karte. „Zivilblättchen", brummte er unwillig. „So ein Schießplatz ist doch kein auf der Karte extra gekennzeichnetes Ausflugsziel."
Sie fuhren zurück bis zum letzten Wegweiser, um den eigenen Standort zu bestimmen. Ballisto sprach eine in der Straßenkarte nicht näher benannte Gegend als Schießplatz an, indem er sich sagte, daß dort, wo geschossen wird, keine menschlichen Siedlungen liegen konnten. Ein kleines Flüßchen, einziger nennenswerter Wasserlauf in diesem Gelände, war dort auch eingezeichnet. Entsprechend seiner These, unter erschwerten Bedingungen gehe es immer durchs Wasser, vermutete Ballisto den Bereitstellungsraum jenseits dieses Flüßchens. So kreuzten sie langsam auf den in der Karte verzeichneten Flußübergang zu. Nach der Karte ihres Kommandeurs, die sie nicht kannten, fuhren sie dabei durch ein vermintes Gelände. Inzwischen begann es unter Gewittergrollen heftig zu regnen. Der abgeblendete Strahl des Scheinwerfers drang kaum einige Meter durch die wolkenbruchartige Sturzflut. Die Finsternis war zum Greifen dicht. Die Räder des Wagens wühlten sich über einen glitschigen Lehmdamm. bis das Fahrzeug in einer Kurve über die Böschung in den Graben rutschte.
Der Fahrer öffnete den Wagenschlag und tastete mit dem Bein in die Finsternis. Ein zünftiger Fahrerfluch folgte.
„Was ist?"
„Sumpf!"
Ballisto stieg vorsichtig aus. Er fühlte, wie ihm Wasser in die Stiefel rann. Eintönig rauschte der Regen. Der Student tappte unsicher umher und untersuchte die Bodenverhältnisse. Er entfernte sich immer weiter vom Wagen. Plötzlich stieß er einen Schrei aus: „Der Fluß, Leute, ich habe den Fluß!"
Da freut der sich noch, dachte der Fahrer. Er hockte verklemmt in der Kabine des schrägstehenden Wagens und linste durch die Scheiben. Draußen tastete der Lichtstrahl von Ballistos Taschenlampe einen schmalen Knüppeldamm ab, welcher über das Wasser führte.
Wir sind zu früh abgerutscht, dachte der Fahrer sarkastisch.
Als Ballisto in das Fahrzeug zurückgekrochen kam, war sein Kampfanzug schon steif vor Nässe. „Was machen wir jetzt", fragte er mehr sich selbst als die anderen. ▶

Illustration: Hans Räde

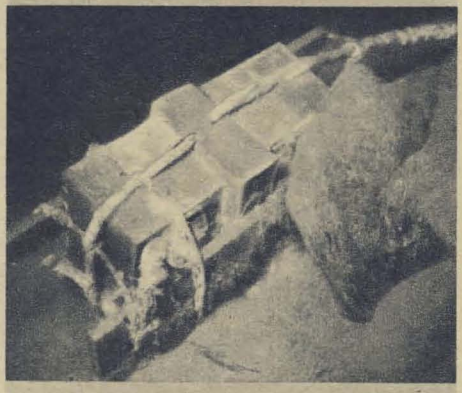
„Schlafen". Der das sagte, war der Stubenälteste. Ballisto beachtete ihn nicht.
„Auf alle Fälle müssen wir erst einmal über den Fluß", entschloß er sich halblaut.
„Warum?" fragten die anderen.
„Damit wir vom Raum ‚B' aus unter erschwerten Bedingungen wieder zurückwaten können", unkte einer von ihnen.
Der Fahrer konnte sich auf dem schrägen Sitz kaum halten. Skeptisch hörte er sich die Unterhaltung mit an.
„Wir werden versuchen, den Bereitstellungsraum zu Fuß zu erreichen", erklärte der Gruppenführer.
Betroffenes Schweigen trat ein. Dann fielen die Fragen: „Wie weit?"
„Zwanzig Kilometer, vielleicht auch weiter."
„Wo denn?"
„Irgendwo flußauf, jenseits des Wasserlaufes."
„Wie spät?"
„Ein Uhr – und's regnet Bindfaden!"
„Egal".
„Und wenn wir hinkommen, sind die anderen schon weg. Dann gehen wir noch mal ‚unter erschwerten Bedingungen' zwanzig Kilometer vor."
Auf die Wagenplane prasselten Regentropfen.
„Da laßt uns doch gleich von hier aus zur Feuerstellung vorrücken. Wir können diesseits des Wassers bleiben und brauchen nicht durchzuwaten. Außerdem sparen wir uns den Umweg," schlug Bernhard vor.
Ballisto wiegte den Kopf „Das kann aber ins Auge gehen", gab er zu bedenken. „Statt zu unserer Truppe können wir in den Zielraum des Schießplatzes geraten. Wer soll denn in dieser Finsternis Warntafeln sehen? Und Sicherungsposten sind bestimmt noch keine aufgezogen."
Bernhard ließ nicht nach. Seit er dem Studenten das blauäugige Mädchen, jene hübsche Modistin, anvertraut hatte, war ihre Freundschaft noch fester geworden. Ballisto, wie konnte es anders sein, hatte sich in sie verliebt. Manchmal, wenn er mit ihr zusammen war, sprachen sie über den Melker.
„Wenn wir uns immer dicht am Wasserlauf halten, kann uns nichts passieren", bohrte Bernhard weiter. „Die werden, nachdem sie übergesetzt sind, noch ein paar Kilometerchen vorzugehen haben, bevor die Feuerstellung erreicht ist. Anders macht doch die Sache gar keinen Spaß. Wir schneiden ein Stück Weg ab, indem wir unsere Batterie aus der Flanke zu erreichen versuchen. Schlimmstenfalls laufen wir hinter ihnen vorbei."
Der Gruppenführer überlegte. „Rechtzeitig zum Kampfplatz zu kommen ist im Ernstfalle das Wichtigste", sagte er leise. Dann gab er seine Kommandos: „Raus aus dem Wagen! Der Fahrer bleibt hier! Draußen antreten! Waffen und Geräte aufnehmen!"
Bernhard nahm das Rohr des leichten Granatwerfers, ein anderer das Zweibein, wie sie es gelernt hatten. Die MPi hingen sie sich vor die Brust. Jeder griff nach einem Munitionskasten. Brotbeutel, Schutzmaske und Spaten hatten sie umgehängt. Als alle fertig waren, stellte Ballisto fest, daß einer fehlte. Er kroch in den Wagen zurück und fand den Stubenältesten, der in der Ecke schlief.
„Mensch, hast du Töne? Wir gehn los!"
Der Kerl rappelte sich mühsam hoch. „So?"
Ächzend nahm er zwei Munitionskästen auf und stolperte den anderen hinterdrein.
Vom pechschwarzen Himmel goß es wie aus Eimern. Von Zeit zu Zeit blieben sie stehen, um nach dem Rauschen des immer mehr anschwellenden Wasserlaufes zu horchen. Aber es war unmöglich, sich parallel zum Fluß zu halten. Sumpfige Stellen, Strauchwerk und verschiedene Zuflüsse zwangen sie immer wieder, große Umwege zu gehen. Wie ein Geisterzug bewegten sie sich durch die Regennacht.
Einer lachte auf. „Als ob sie nicht auch parallel zum Fluß schießen könnten. Was wissen denn wir?"
„Weiter, weiter", mahnte der Gruppenführer.
„Großartig, nicht durchs Flüßchen waten zu brauchen. Sumpf ist besser."
„Weiter, nur weiter!"
„Ich habe mich verzählt", meldete der Schrittzähler. Er sollte fünfzigtausend Schritte zählen, was nach Ballistos Rechnung etwa fünfundzwanzig Kilometer ausmachte.
„Egal, nur weiter jetzt!"

Im Bereitstellungsraum wurde das Fehlen einer Werfergruppe festgestellt. Hoffnung, den verirrten Wagen in dieser Nacht zu finden, bestand nicht. Der Batteriechef meldete dem Abteilungskommandeur mit säuerlicher Miene das Sinken der Feuerkraft seiner Batterie. Dann befahl er dem Zugführer, dem die Gruppe ausgefallen war: „Sie werden die Schießaufgabe mit nur zwei Gruppen erfüllen!"
Der Marsch der Einheiten erfolgte über eine von Pionieren geschlagene Notbrücke. Danach mußten sie etwa zehn Kilometer vorrücken. Da Aufklärung vorhanden war, verlief der Marsch trotz des ungünstigen Wetters recht zügig. Bald hieß es, der Raum der Feuerstellung sei erreicht. In der Finsternis blieb keine Möglichkeit, sich nach einer günstigen Feuerstellung umzuschauen. Die Soldaten mußten sich, so gut es ging, eingraben, wo sie gerade haltmachten. Die Laune des Zugführers war miserabel.
„Reißt euch ja zusammen", wies er seine Soldaten am Zielgerät an. „Wir haben ein Rohr weniger. Das müssen die Treffer ausgleichen."

Die verirrte Gruppe tappte durch die Nacht.
„Wenn wir nicht hinter unseren Leuten vorbeilaufen wollen, müssen wir wohl langsam nach links abbiegen", meinte Bernhard.
Der Gruppenführer reagierte nicht darauf. Lieber hinter der Truppe vorbeistoßen, als vor ihr ins Zielgebiet geraten, dachte er besorgt. Doch nach weiteren Kilometern qualvollen Marsches gab er schließlich doch den Befehl, nach links abzubiegen.
Immer dringender riet er zur Eile. Aber immer häufiger blieben die Soldaten stehen, um zu

Des „Teufels Mülleimer" ist noch nicht leer

Es fehlte nicht an Versuchen, dem legendenumwobenen Toplitzsee jenes Geheimnis zu entreißen, das SD-, SS- und Marinekommandos ihm 1944/45 anvertrauten.
Das „Stern"-Unternehmen fand ein jähes Ende, als die Kiste „B 9" gehoben war. Nicht die erwarteten „Blüten" aus der ungeheuerlichsten Falschgeldaktion der Geschichte – dem SS-Unternehmen „Bernhard" –, sondern ein „Sprengstoff" besonderer Art war gefunden: Geheimakten des Reichssicherheitshauptamtes. Warum wurden zahlreiche Fundstellen nicht mehr bereinigt?
Julius Mader, vor allem bekannt als Autor der Bücher „Jagd nach dem Narbengesicht" und „Geheimnis von Huntsville", schrieb einen neuen aufschlußreichen Dokumentarbericht über der Öffentlichkeit unbekannt gebliebene Tatsachen, Hintergründe und die großen Unbekannten eines noch nicht abgeschlossenen Kapitels deutscher Geschichte und westdeutscher Wirklichkeit.



JULIUS MADER

Der Banditenschatz

Ein Dokumentarbericht über Hitlers geheimen Gold- und Waffenschatz

Etwa 368 Seiten und 48 Bildseiten, Ganzleinen mit Schutzumschlag, etwa 6,40 MDN

Erscheint Mitte April

Unsere Bücher erhalten Sie in jeder Buchhandlung und über den Buch- und Zeitschriftenvertrieb Berlin, 102 Berlin 2, Rungestraße 20

DEUTSCHER MILITÄRVERLAG

verschnaufen. Von außen und innen waren sie völlig durchweicht. Alle spitzten die Ohren. Eine militärische Einheit konnte doch nicht laut- und spurlos im Gelände verschwinden. Es hörte auf zu regnen. Am östlichen Horizont zeigte sich ein fahler Schimmer. Undurchdringlicher Nebel stieg aus dem durchsättigten Waldboden auf. Die Soldaten in ihren Stellungen starrten in das milchige Grau. Es kam darauf an, die Ziele rechtzeitig auszumachen. Um diese Zeit ließ Ballisto, weil es nicht anders ging, eine kurze Rast einlegen. Die Soldaten sanken, wo sie gerade standen, ins nasse Binsengras. Ihre Kampfanzüge dampften wie der schwarze moorige Boden.

Der Gruppenführer sagte: „Nach meiner Berechnung können wir nicht mehr weit von der Schießbude entfernt sein . . ."

„. . . oder sind im Zielgebiet als wandelnde Scheiben", ergänzte ein anderer.

Ein Soldat fragte: „Wollen wir nicht ein paar Schüsse abgeben?"

Ballisto maß den Frager mit einem Blick. „Gefechtsmäßiges Verhalten bitte ich mir weiterhin aus. In der Gegend herumschießen!" bemerkte er brummig. Bernhard begann zu frieren, seine Zähne klapperten aufeinander. Da mahnte Ballisto schon' wieder zum Aufbruch. Einer blieb liegen. Es war der Stubenälteste.

„Was ist mit dir?" fragte Ballisto.

Der Stubenälteste verdrehte die Augen. „Ich kann nicht mehr."

„Verfluchter Schlappschwanz." Der das sagte, dem tanzten selbst Sternchen vor den Augen.

„Du hast gut reden", verteidigte sich der Stubenälteste. Ich habe vergangene Nacht nicht geschlafen."

Ballisto horchte auf. „Warum nicht?" „Wache." „Soviel ich weiß, war unsere Gruppe gar nicht dran."

„Er war wirklich nicht da", mischte sich ein Soldat ins Gespräch.

Ballisto beugte sich über den am Boden Liegenden. „Du – bist über den Zaun gegangen?"

„Ich ahnte doch nicht, daß es Alarm gibt."

„Und jetzt hältst du uns hier auf?"

„So laßt mich doch liegen."

Ballisto faßte ihn am Kragen. Er ballte die Faust. „Kannst auch von mir noch ein paar Goldzähne kriegen." Er sah das aschfahle Gesicht und lockerte seinen Griff. Ratlos blickte er die Genossen an. Die wackelten vor Erschöpfung mit den helmbeschwerten Köpfen. „Wir können keine Minute länger verweilen. Wenn wir nun wirklich im Zielgebiet sitzen . . .?"

Langsam trat Bernhard vor. „Wenn er nun verwundet wäre?"

„Der spielt immer noch Manöver", warf ein Soldat ein und meinte damit den Melker.

„Das ist hier meine Aufgabe", gab Bernhard zurück.

Ballisto wurde wütend. „Redet nicht so dumm. Klar muß er mit. Los, die Lasten neu verteilen. Zwei Mann, du und du, nehmen ihn zwischen sich. Wenn er nicht wenigstens ein bißchen läuft, kriegt er es mit mir zu tun."

Ballisto nahm das Lastzeug des Stubenältesten.

Sie schleppten den Willenlosen wie einen Sack zwischen sich und torkelten dazu hin und her.

Inzwischen hatte sich der Nebel so weit gelichtet, daß man in groben Umrissen wenigstens die nächste Umgebung erkennen konnte. Da kam von der Aufklärung die Meldung: „Die Ziele sind von hier aus noch nicht einzusehen." Wenig später hieß es: „Stellungswechsel nach vorn!"

Fluchend verließen die Soldaten der Werferbatterie die während der Nacht mühsam ausgehobenen und getarnten Stellungen und Unterstände. Kurz darauf stießen die Versprengten auf die verlassene Linie. Die Genossen erbleichen. „Das sind die getarnten Ziele", keuchte einer.

„Und gleich wird es hell — Brüder, was uns dann erwartet!"

Bernhard ließ das Werferrohr sinken. „Solch ein Gefühl gönne ich meinem ärgsten Feind nicht", stotterte er. Dann raffte er sich wieder auf. „Weiter, Jungs, weiter, auf die Unsrigen zu. Vielleicht schaffen wir es noch."

Die Angst verdoppelte ihre Kräfte. Da tauchte aus dem Nebel ein zurückgeschickter Melder auf. Ballisto lief auf ihn zu. „Genosse, Mensch, Genosse!" Mehr brachte er nicht heraus. Der Melder hatte es eilig. Erschrocken löste er sich von Ballisto. Er wies den Nachzüglern die Richtung zu den neuen Stellungen des dritten Zuges und tauchte wieder in den Nebel. Sie krochen bergauf und taumelten dem Batteriechef, der noch zurückgeblieben war und gerade wegfahren wollte, fast in die Arme.

„Wer kriecht denn jetzt noch hier herum?"

„Dritte Gruppe, dritter Zug — zur Stelle", keuchte der Gruppenführer, indem er gegen einen Schwächeanfall kämpfte.

Der Hauptmann musterte seine Männer von oben bis unten, erkundigte sich nach dem Befinden des Stubenältesten und brummte: „Na, das gibt noch ein Nachspiel." Er führte sie zum Zug. Der Zugführer wies ihnen die Stelle an, wo sie Feuerstellung beziehen und sich eingraben sollten. Kraftlos stocherten sie mit dem Spaten im Rasen herum.

Plötzlich zischte eine Leuchtkugel empor. Gleich darauf grollte weit hinter ihnen der erste Morgengruß aus einer schweren Haubitze herüber. Ein zweiter und dritter folgten.

Dann kamen die ersten Feuerkommandos an die Werfer. Die Genossen in der Beobachtungsstelle konnten als einzige das Vorgelände einsehen. Dort riß für Minuten der schüttere Nebelschleier auseinander. Doch das hatte schon genügt. Die ersten Meßwerte kamen durch. Ballisto vertrat den Stubenältesten und richtete das Rohr. Bernhard machte eine Granate scharf und reichte sie dem Ladekanonier. Feuerbefehl! Der Ladekanonier ließ die Granate ins Rohr fallen und ging in Deckung. In elegantem Bogen torkelte das Geschoß ins Ziel. Da hatte Bernhard schon die nächste Post fertig. „Feuer!"

Es kamen Korrekturen. „Feuer!" Neue Korrekturen folgten. Die Beobachtungsstelle gab durch: „Treffer im Ziel."

was ist phonoclub • was ist pho

Der phonoclub 65/66 eine Gemeinschaftseinrichtung des VEB Deutsche Schallplatten und des Versandhauses Leipzig, setzt künstlerische Maßstäbe zum Auf- und Ausbau von Schallplattensammlungen und ermöglicht damit ein tieferes Eindringen in bedeutende Werke der Kunst und Literatur.

... bietet seinen Mitgliedern

- eine reiche Auswahl, teils exklusiv hergestellter Langspielplatten mit hervorragenden Werken, interpretiert von international anerkannten Künstlern (Maria Callas u. a.) und berühmten Orchestern (Wilhelm Furtwängler u. a.);
- Chansons (Marlene Dietrich); ausgewählte Jazzaufnahmen;
- bedeutsame Interpretationen klassischer Werke der Schauspielkunst;
- Gratisplatten;

portofreie Zusendung aller Platten;
Katalog- und Prospektmaterial gratis.

Auch Sie können Mitglied werden!

• Schreiben Sie uns!

phonoclub
VERSANDHAUS LEIPZIG
701 Leipzig · Postfach 960

Überlebender berichtet

Mit dem Erinnerungsband „Verratene Grenadiere" liegt nun nach über zwanzig Jahren die Einschätzung eines Angehörigen der 6. deutschen Armee über eine der gewaltigsten Schlachten des zweiten Weltkrieges vor. Helmut Welz, der Autor des Buches, war Pioniermajor und sah sein Bataillon im verzweifelten Kampf um jeden Meter Boden in Stalingrad zusammenschmelzen und, eingesetzt als Führer einer Kampfgruppe, die dem Oberbefehlshaber der 6. Armee direkt unterstand, wurde er Zeuge des Chaos im Stalingrader Kessel.

Ein erschütterndes Buch, ein aufrüttelnder Bericht

HELMUT WELZ

Verratene Grenadiere

2. Auflage; 332 Seiten, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 7,20 MDN.

Erhältlich durch jede Buchhandlung oder den Buch- und Zeitschriftenvertrieb Berlin, 102 Berlin 2, Rungestraße 20.

DEUTSCHER MILITÄRVERLAG

Klaus Weidt weilte zu Besuch

Bei ADI in Studio II

Wenn ich ehrlich sein soll: Bisher kannte ich Meister Nadelöhr, Schnatterinchen, das Sandmännchen und Pittiplatsch, den lieben. Damit war meine Kinderfernsehbildung aber auch schon so gut wie erschöpft. Und wäre ich damals an jenem Sonntagnachmittag nicht mit meiner Tochter zu einem Leichtathletiksportfest gegangen, ich glaube kaum, daß ich A d i überhaupt kennengelernt hätte, geschweige denn heute über ihn berichten könnte . . .

Damals, das war so: Der erste Geher kam gerade ins Stadion und strebte mit schnellen Schritten ungefährdet dem Ziel der 25-Kilometerstrecke entgegen. Überall woanders hätte ich erwartet, daß mein Töchterlein gepackt in ihre Patschhändchen klatscht, nur hier nicht. So machte ich gewiß ein nicht gerade schlaues Gesicht, als sie plötzlich aus dem Häuschen geriet: „Das ist Adi . . . Bravo Adi!", jubelte sie und trommelte auf meinem Rücken herum.

„Das ist Gerhard Adolph", verbesserte ich sie. „Er ist ein würdiger Leutnant der Volksarmee und trainiert beim ASK Berlin."

„Das ist Adi . . .", wiederholte Birgit.

„Na, meinetwegen, vielleicht nennen ihn einige so!"

„Vati, du bist aber dumm! Du kennst ja nicht einmal Adi vom Kinderfernsehen!"

Ich rang nach Luft. „Also, erstens ist ein Vati niemals dumm, und zweitens können wir ja deinen Adi mal besuchen."

Birgit fiel mir um den Hals.

☆

Eine Woche später saßen wir im „Sputnik", der uns zum Potsdamer Luftschiffhafen bringen sollte; dorthin also, wo die Leichtathleten des ASK Vorwärts Berlin trainieren. (Schließlich muß man ja, schon

. . . „Vati", fragte Birgit, als wir wieder im „Sputnik" saßen, „Adi ist doch ein großer Sportler, nicht wahr?"

aus Gründen der väterlichen Autorität, sein Versprechen halten!) Birgit plapperte ununterbrochen. Natürlich von Adi.

„Bei der Pionierspartakiade in Leipzig, weißt du, damals beim großen Turnfest, da habe ich ihn ganz nahe gesehen. Bei einer ganz großen Kinderveranstaltung: ‚Mach mit, mach's nach, mach's besser!'. Eine ganze Stunde lang. Der Theo Doll hat den Adi immer geärgert und gesagt, daß er gar nicht singen kann und so ..."

„Wer ist denn nun wieder Theo Doll?", fragte ich, schon leicht durcheinander.

Birgit sah mich vorwurfsvoll an: „Hast du wenigstens schon mal ‚Blaulicht' gesehen mit Leutnant Timm? Das ist er! Also, und weil Theo den Adi so geärgert hat, hat er doch gesungen. Willst du mal hören, was? — Paß auf, Vati!"

Und schon krähte sie los, zum stillen Vergnügen aller Fahrgäste:

„Wir treiben ab heute
nun regelmäßig Sport —
sogar im Kinderhort,
im allerkleinsten Ort.
Das Sportfest in Leipzig
ist unser großes Ziel.
Drum merke dir: Trainiere gut,
wer dabei siegen will!"

☆

Beim OvD in Potsdam machte Birgit ein trauriges Gesicht, denn Adi war nicht da. Er hatte Hals über Kopf zu einer Probe gemußt. Der OvD sah die erste Träne kullern und bekam Mitleid mit ihr. Deshalb erzählte er ihr einiges über Adi alias Gerhard Adolph, und die Träne, siehst du wohl, war bald weg.

Während Birgit atemlos lauschte, kritzelte ich in mein Notizbuch

... daß Adi sich 1958 mit Pantomime versuchte. Er hatte Marcel Marceau im Film gesehen und war so davon angetan, daß er es auch probieren wollte. Er stellte sich vor die riesigen Spiegel in der ASK-Turnhalle und ahmte das Tauziehen nach, dann das Gehen im Stand. Es kam soweit, daß die Turner ihr Training unterbrachen und ihm kräftig Beifall spendeten.

... daß Trainer Kurt Eins, als „Zauberkünstler" bereits tele-erfahren, den Fernsehleuten von dem neuen Talent berichtete. Die hatten nichts eiligeres zu tun, als den Armeesportler aufzusuchen. „Wir brauchen was für Kinder. Überleg' doch mal, vielleicht kannst du uns helfen", redeten sie ihm zu. Adi studierte eine eigene Pantomime ein und feierte mit dem „Torwart" bei einer öffentlichen Sendung in Strausberg den ersten Erfolg.

... daß er nach einem „Herzklopfen kostenlos" von einer Dozentin der Filmhochschule zur Eignungsprüfung überredet wurde. Dort gab Adi dann Proben aus „Diener zweier Herren" und dem „Kaukasischen Kreidekreis". Die Prüfungskommission riet ihm, als Gasthörer ins Studium einzusteigen. Adi tat's, nahm Schauspielunterricht, studierte Bewegungslehre, lernte steppen, singen und fechten. Und das alles neben Dienst und Sport.

... eine Kamera richtete sich auf Theo Doll, der an Skiern lehnte und sich unter Scheinwerferlicht sonnte.

„Vati", fragte Birgit, als wir wieder im „Sputnik" saßen, „Adi ist doch ein großer Sportler, nicht wahr?"

Nun konnte ich ihr beweisen, daß Vati nicht dumm ist. So erzählte ich ihr, daß der Geher vom ASK schon an zwei Ost-West-Ausscheidungen teilgenommen hat, wenngleich ihm der Griff nach der Olympiafahrkarte bisher noch nicht gelang. Vor Tokio wurde er ein Opfer des Tempos und der Nerven: er kam während der Ausscheidung aus dem Rhythmus und wurde beim 17. Kilometer disqualifiziert. Mit Tränen in den Augen stand er, der die zweitbeste Zeit der Welt gegangen war, damals auf der Westberliner Avus.

☆

Es vergingen einige Wochen. Adi schien unauffindbar zu sein. Birgit hatte eine kluge Idee. „Schreib' ihm einen Brief. Vati." Es klappte: Vierzehn Tage später kam die Antwort: „... schlage ich einen Treffpunkt Mittwoch 14 Uhr im Fernsehfunk vor. Adi."

Tags darauf irrten wir durch endlose Gänge, fensterlose Säle, über zahllose Treppen und schlängelten uns an aufgeregten Männern und dick geschminkten Schauspielern vorbei. Als wir endlich Studio II entdeckt hatten und die Tür aufklinkten, wunderte sich meine Tochter: „Aber vorhin lag doch draußen noch kein Schnee?" Es war eine Kulisse.

„Ruhe!" rief der Regisseur. „Kameraprobe. Erste Einstellung: Winterlandschaft." Der Tongalgen wurde vorgerückt, eine Kamera rich-

tete sich auf Theo Doll, der an Skiern lehnte und sich unter Scheinwerferlicht sonnte.
„Da ist ja auch Adi", flüsterte Birgit aufgeregt. Adi beugte sich über Theo: „Selig lächelnd wie ein satter Säugling . . ."
„Nochmal", unterbrach der Regisseur. „Man darf doch nicht sehen, daß Theo auf einem Stuhl sitzt." Adi sollte in den vier Stunden Probe noch zig-mal unterbrochen werden . . .
„Er ist aber nicht böse", besänftigte der Aufnahmeleiter Birgit und erzählte schnell etwas von dieser Sendung, die zweimal im Monat nachmittags um fünf ausgestrahlt wird. „Sie soll den Kindern zwischen Sieben und Vierzehn den Sport näher bringen und zum Mitmachen anspornen."

☆

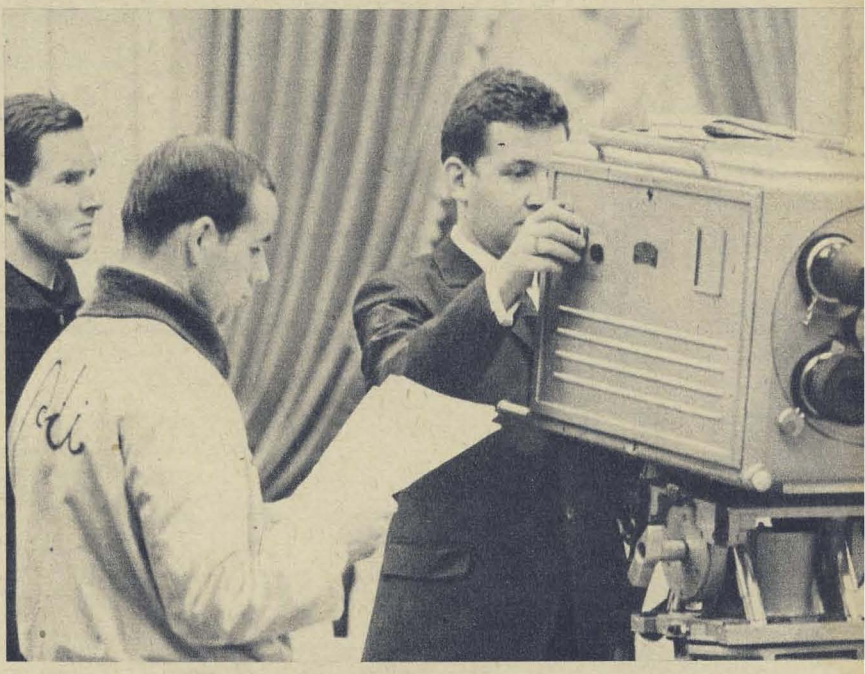
In der ersten Pause stand ER plötzlich vor uns: Mit seiner großkarrierten Hose und der hellen Windjacke, auf deren Rücken unübersehbar „A d i" prangte.
„Guten Tag", sagte Birgit ein bißchen verlegen.
„Muß ich zu dir nun Sie sagen, oder kann ich du sagen?"
„Natürlich du", lachte Adi und nahm sie auf den Schoß. „Was willst du denn alles wissen?" Ich kramte unseren Wunsch(frage)zettel hervor, und Birgit begann mit dem Interview.
„Wievielmal warst du schon im Fernseher zu sehen?"
Adi überlegte. „Vierzigmal. Darunter auch bei mehreren öffentlichen Veranstaltungen. Die machen mir am meisten Spaß, weil man unmittelbar mit den Kindern zusammen ist, sie sehen und studieren kann."
„Wer ist dein Vorbild?"
„Ich würde gern einen deutschen Clown spielen. Das wäre für mich die ideale Sache. So mit viel Bewegung und Mimik — wie Clown Ferdinand. Als das Kinderfernsehen seinen zehnten Geburtstag feierte, durfte ich mit ihm gemeinsam auftreten. Auch als Ferdinand. Wir spielten eine Verwechslungsszene. Ich war stolz und glücklich, in seinem Kostüm spielen zu dürfen."
„Ich weiß", rief Birgit. „Das war ‚Sieben Jahre Pech'!"
„Richtig!"
„Warst du schon mal richtig traurig?"
Adi nickte. „Ja, als ich mich am Oberschenkel verletzte und für eine Weile mit dem Sport aufhören mußte. Das war 1962. Aber auf die Dauer hielt ich's nicht aus. Nach einem Jahr versuchte ich das Gehen wieder, mein Trainer, der Genosse Kustak, half mir viel — und es ging im wahrsten Sinne des Wortes bald. Das hat viel Fleiß und Überwindung gekostet."

☆

Die Probe ging weiter. Adi zog sich um und erschien als Zeitungsverkäufer. Dann als Skimuseumsführer. Später als Skisportler. Dann war wieder Pause.
„Weiter geht's im Interview", meinte Adi und setzte sich zu uns.
„Warst du schon immer ‚Adi'?" fragte Birgit.
„Nein, früher spielte ich den Willibald — Willibald Winterschreck, Wasserschreck und andere Willibalds. Die Kinder aber sind sehr kritisch. Ihnen hat der Willibald nicht recht gefallen. Da sind wir auf ‚Adi' gekommen — einer, der im Sport zuerst viel falsch macht, sich aber bessert oder sich's zumindest vornimmt. Und seitdem bin ich auch mit Theo zusammen, der immer ‚doll' sagt und es auch ist."
Da der Regisseur schon wieder auf die Uhr schaute, übernahm ich die letzten Fragen.
„Hast du schon einen Film gedreht?"
„Ja, einen Fernsehfilm, und zwar ‚Ich war Ski Nr. 12'."
„Wie lernst du die Texte?"
„Am besten im Zug. Ich rede da vor mich hin und achte kaum auf die Mitreisenden. Einmal sprach mich ein Mann an und riet mir ernsthaft: ‚Gehen Sie doch zum Arzt, das ist reine Nervensache. Wenn Sie's jetzt nicht tun, wie soll das erst im Alter werden . . .'."
„Wie lange wirst du denn noch über Aschenbahn und Straßen gehen?"
„Ich möchte es noch schaffen, einmal bei Olympischen Spielen dabeizusein. Denn der Sport steht nach meinem Dienst an erster Stelle."
Die Lampe an der Kamera leuchtete wieder rot auf. „Mach's gut, Adi", verabschiedete sich Birgit. „Mach's nach, mach's besser!" lachte Adi.

. . . die Probe ging weiter. Adi zog sich um und erschien als Zeitungsverkäufer. Dann als Skimuseumsführer.

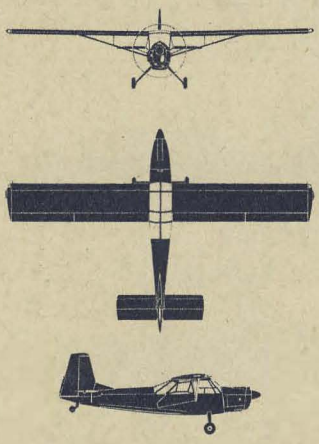
... „Ruhe!", rief der Regisseur. „Kameraprobe. Erste Einstellung!"



Nun kenne ich nicht nur den Sandmann, Meister Nadelöhr und Pittiplatsch, den lieben. Nun weiß ich dank meiner Tochter auch einiges über Adi, den Fernsehstar vom ASK. Und wenn Sie ihn einmal persönlich sehen wollen, dann drücken Sie um 17 Uhr auf die Fernsehtaste. Wenn es heißt: Mit Theo und Adi beim Sport ...

... als das Kinderfernsehen seinen zehnten Geburtstag feierte, durfte ich mit Clown Ferdinand gemeinsam auftreten. Auch als Ferdinand. Wir spielten eine Verwechslungsszene. (Preisfrage: Wer ist der „echte" Clown Ferdinand?

(Links Adi, rechts Ferdinand)



NORD 3400 (Frankreich)

Taktisch-technische Daten:

Leermasse	920 kg
Abflugmasse (max.)	1350 kg
Länge	8,42 m
Spannweite	12,70 m
Höhe	3,10 m
Höchstgeschwindigkeit	235 km/h
Triebwerk	1 4-Zylinder-Kolbenmotor
Bewaffnung	leichte Bomben
Ausrüstung	Luftbildkameras
Besatzung	2 Mann

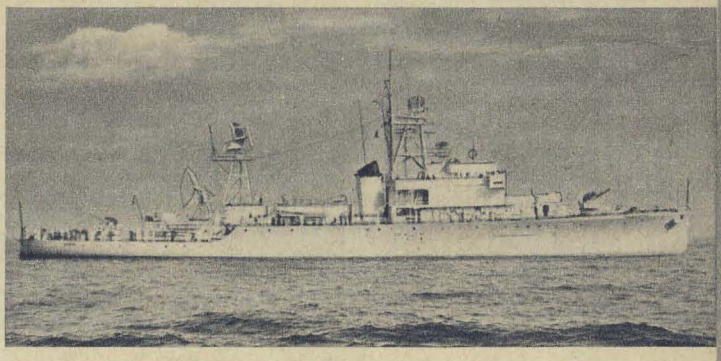
Entworfen und gebaut von der französischen Nord-Aviation. Erstflug des Prototyps 20. Januar 1958. Beginn der Serienproduktion 1958. Eingerichtet zur Aufnahme einer Trage zum Transport eines Verletzten. Kann von unvorbereiteten Start- und Landeplätzen aus operieren.

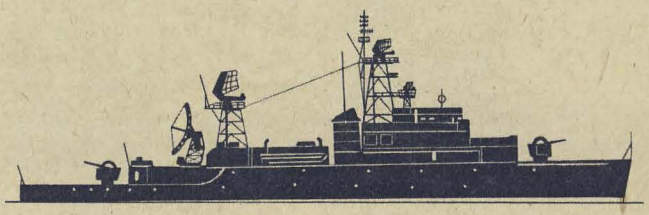
Fregatte »Black Swan« (England)

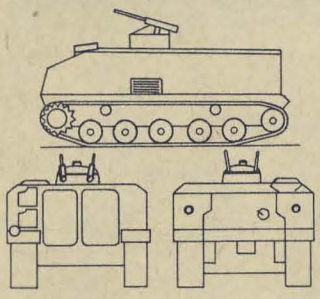
Taktisch-technische Daten:

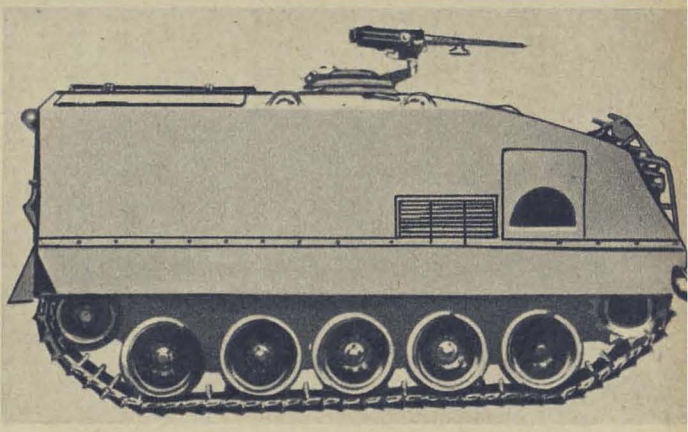
Wasserverdrängung	1490 . . . 1975 ts
Länge	91 m
Breite	11,6 m
Tiefgang	2,6 m
Höchstgeschwindigkeit	18 sm/h
Marschgeschwindigkeit	12 sm/h
Bewaffnung	4 Flak 40 mm (Zwilling)
Antrieb	2 Dampfturbinen 4300 PS

Die in England gebauten Fregatten des Typs „Black Swan" sind in Westdeutschland und Indien im Einsatz. Vier solcher Schiffe laufen in der westdeutschen Kriegsmarine als Schulschiffe (1 Artillerieschulschiff, 2 Kadettenschulschiffe und das hier gezeigte als Ortungsschulschiff).









Schützenpanzer M 75 (USA)

Taktisch-technische Daten:

Masse	19 t
Länge	5,2 m
Breite	2,9 m
Höhe (gesamt)	2,8 m
max. Geschwindigkeit	70 km/h
Fahrbereich	190 km
Bewaffnung	1 Flo-MG 12,7 mm
Besatzung	1/11 Mann

Der SPW M 75 ist 1953 in die Bewaffnung der USA-Armee aufgenommen worden. Er ist zum Transport von Mannschaften (Schützen), Munition und Lasten bestimmt. Der Mannschaftsraum befindet sich im hinteren Teil und ist allseitig geschlossen. Die Panzerung bietet vor Infanteriegeschossen Schutz.

Dieselramme DCB 6 (ČSSR)

Taktisch-technische Daten:

Gesamtmasse (1/3)	1500 kg
Masse d. Ramme	288 kg
Masse d. Schlagteils	155 kg
Hubhöhe	1 m
Schläge	100 . . . 105 min
Kraftstoff	Diesel 1 l/h
Trägermittel	LKW G-5

Die tschechoslowakische Dieselramme besteht aus 3 Sektionen zu je zwei Rammen. Sie ist ein vielseitig verwendbares Pioniergerät mit einfacher Handhabung. Das Schlagteil ist als 1-Zyl.-2-Takt-Dieselmotor ohne Kurbelgetriebe ausgelegt.

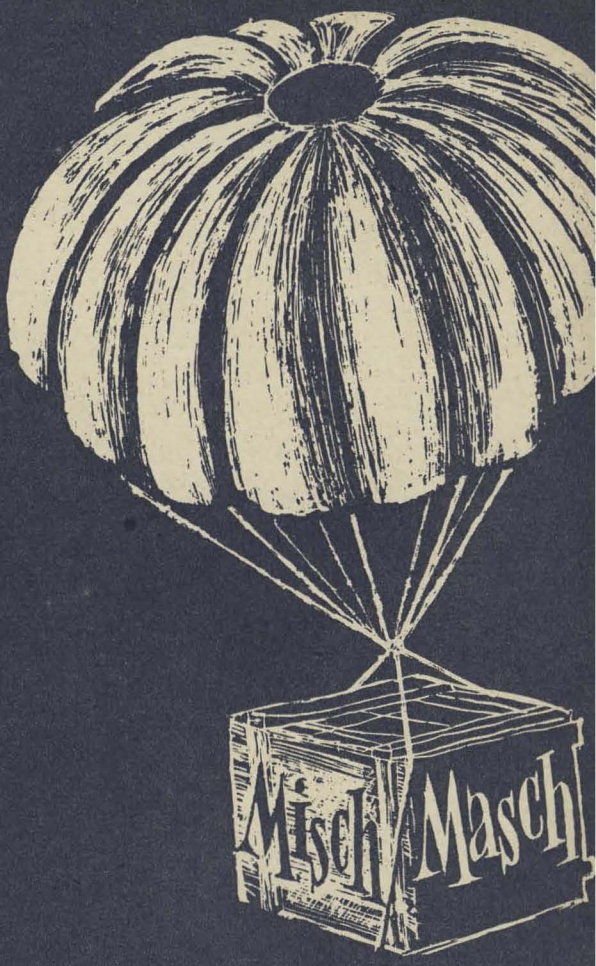
Bei einer Quiz-Veranstaltung für Soldaten in Malmö wurde u. a. auch die Frage gestellt: „Was würden Sie als Pilot tun, wenn Sie einen Minister an Bord hätten, und der Mann wäre in einer Höhe von viertausend Metern aus der Maschine gestürzt?"
Es prasselten Antworten wie: „Ihm mit dem Fallschirm hinterherspringen!" — „Keine Kenntnis davon nehmen!" — „Mich auf den größten Anpfiff meiner Dienstzeit vorbereiten" usw.
Prämiert dagegen wurde die Antwort: „Sofort die Tragflächenklappen ausrichten, um das verlorene Gleichgewicht wieder herzustellen!"

Durch einen Fallschirmabsprung rettete sich in der Nähe von Forli (Italien) ein Jagdflieger aus seiner brennenden Maschine. Unverletzt landete er auf einem Baum, befühlte seine Glieder, kletterte zur Erde und – mußte gleich darauf zum Arzt gebracht werden.
Unter dem Baum hatte ein scharfer Wachhund gelauert und den „Fremdling" entsprechend in Empfang genommen.

Die Rekruten saßen das erste Mal in einer Maschine. Bevor das Gebirge überflogen wurde, verteilte der Offizier Kaugummi mit dem Hinweis: „Das ist ein gutes Mittel gegen das Rauschen im Ohr!"
Nach der Landung fragte einer: „Und wie bekomme ich jetzt den Gummi wieder aus den Ohren?"

In San José sollte der Marine-Taucher Kapitän Hyder Hawkins vor Matrosen einen Vortrag halten. Als er nicht kam, suchte man ihn in seinem Hotel. Dort war er in der Badewanne eingeschlafen und konnte in letzter Minute vor dem Ertrinken gerettet werden.

Heiratsanzeige in einer englischen Zeitung: „Ich bin Matrose der Kriegsmarine, 28 Jahre alt, blond, 1 Meter 80 groß und habe an zwölf Stellen meines Körpers den Namen ‚Jane' eintäto-



wiert. Suche dringendst Mädchen gleichen Namens kennenzulernen. Zweck: Eheschließung. Grund: Habe Angst vor einer 13. Tätowierung.“

Als Colonel Harkness gestorben war, erschien die folgende Notiz in der Presse: „Unser verdienstvoller Kommandeur, Thomas A. Harkness, hat gestern abend die Erde verlassen und ist gen Himmel gefahren.“
Zwei Tage später erhielt die Zeitung ein Telegramm. Darin stand: „Colonel Harkness hier noch immer nicht eingetroffen stop hat wahrscheinlich entgegengesetzte Richtung eingeschlagen stop Petrus.“

Warnschild in der Offizierskantine einer Kaserne in Hamilton (Indiana): „Achtung! Unsere Bestecke sind keine Medizin, die nach dem Essen genommen wird!“

Schild im Besucherzimmer einer Kopenhagener Kaserne: „Bitte achten Sie hier auf besondere Sauberkeit! Es könnte Ihr Sohn, Mann oder Freund sein, der gerade Reinigungsdienst hat!“

Schild im Speisesaal einer Kaserne in Nancy: „Beklagt euch nicht über den Kaffee! Auch ihr werdet eines Tages schwach und kalt!“

Beim „Briefkastenonkel“ einer Amsterdamer Zeitung fragte ein Soldat an, wie man den Trick erlernen könne, mit den Ohren zu wackeln. Er bezog sich dabei auf einen Kameraden, der diese Kunst beherrsche und dadurch unerhörte Erfolge bei Damen habe.
Der geplagte Redakteur antwortete: „Das Ohrenwackeln ist zwar erlernbar, ich vermute jedoch, daß Ihr Kamerad noch andere Tricks beherrscht!“

Ein Engländer und ein Schotte dienten in der gleichen Kompanie. Sie waren unzertrennliche Freunde. Sie teilten ihr Geld, hatten die gleichen Interessen und auch die gleiche Freundin. Als sie eines Abends wieder einmal gemeinsam und friedlich zu ihrem Sweetheart pilgerten, kam ihnen die Mutter des Mädchens entgegen und rief aufgeregt: „Stellt euch vor, Daisy hat Zwillinge bekommen! Aber eins ist sofort wieder gestorben ...“
Geistesgegenwärtig jammerte da der Schotte: „Oh, mein armes Kind!“

Als der Kasernen-Inspektor in einem Vorort von Nancy frühmorgens seinen Hühnerstall inspizierte, fand er ihn leer vor. Nur ein einziges Zwerghähnchen stand einsam und verlassen in der Ecke. Der Dieb hatte ihm ein Pappschild mit dem Vermerk umgehängt: „Ein Jahr zurückgestellt!“

In England gibt es das sogenannte weibliche Hilfskorps. Ein Zeitungsmann fragte einen dieser weiblichen Soldaten — sie war übrigens ausgesprochen hübsch! —: „Nun, wie gefällt es Ihnen in der Armee Ihrer Majestät?“ „Ganz nett“, entgegnete sie, „nur ein bißchen eintönig. Man hat die ganze Zeit nichts anderes zu tun, als zu den weiblichen Offizieren ‚Yes, Madam!‘ und zu den männlichen Offizieren ‚No, Sir!‘ zu sagen!“

Zur geistigen Erbauung der Truppe führte der Herr Feldwebel im Manöver einen Bildungskurs durch. Heute stand ein Aufsatz auf dem Lehrplan, der nicht mehr als hundert Worte haben durfte. Soldat Senf schrieb folgendes: „Hinter dem Wäldchen ein Donnerbalken — leicht angesägt. Plötzlich ein dumpfes Brechen. — Bisher sind das 11 Worte. Die anderen 89 sprach der Herr Feldwebel Steingruber, als man ihn aus der Grube zog.“

Illustrationen: Horst Bartsch

RAUL GONZALEZ DE CASCORRO

Vaterland oder Tod

Als erstes bemerkte sie die verhaßten Helme. Wie Schildkröten sahen sie aus, die den Fluß verlassen hatten und nun eine hinter der anderen den Berg heraufkrochen, der einsamen Bauernhütte zu. Neben den Helmen, die Muschelpanzern glichen, ragten die Gewehrläufe auf.

„Da sind sie wieder, die Strolche", murmelte die Frau und dachte daran, wie sie das letztemal gekommen waren und es so arg getrieben hatten, daß sogar der zwölfjährige Nolo zu den Rebellen ging. Sie war geblieben, allein mit ihrem Kummer und ihrer Krücke. Was werden sie diesmal anstellen, und wie soll ich die Abwesenheit der Männer erklären? fragte sich die Frau angstvoll, aber sie hatte keine Zeit, einen Entschluß zu fassen, denn schon tauchten unter den kalten Stahlhelmen die brutalen Gesichter vor ihr auf. Hastig griff sie nach der Krücke, die an der Hüttenwand aus Palmrinde lehnte, und trat durch eine kleine Tür auf den Hof. Von dort humpelte sie der Küche zu, einem Sonnendach und vier Pfählen. Wenige Meter dahinter begann der schützende Bergwald, in den sich die Batistasoldaten seit geraumer Zeit nicht mehr hineinwagten.

Da wollte es das Unglück, daß sie über ein Schwein stolperte, das mitten auf dem Weg lag und schlief, und das sie in ihrer Aufregung nicht gesehen hatte. Sie stürzte und tastete vergebens nach der Krücke, die ihr aus der Hand gerutscht war, vermochte sie aber nicht zu erreichen. Schließlich richtete sie sich mühsam hoch und versuchte, auf einem Bein weiterzuhüpfen. Aber schon der nächste Stein brachte sie wieder zu Fall. „Vorsicht, daß die alte Hure nicht auskneift!"

Sie lag auf dem Rücken und blickte zu dem Ring aus Helmen und Gewehrläufen auf, der sie einschloß. Das ist das Ende, dachte sie.

„Steh auf, du Miststück!" Ein Fußtritt begleitete die Aufforderung.

„Ich kann nicht", ächzte sie.

Da packten die Soldaten sie an den Armen und rissen sie hoch. „Sieh mal, wie schön du laufen kannst!" Sie schleiften sie in die Küche und setzten sie auf einen Schemel.

„Was rennst du in den Wald, hinter den Kerlen her? Hier hast du doch genug!" schrie einer und kniff sie in den Schenkel. Als sie ihn abwehrte, schlug er ihr ins Gesicht. „Laß das", mischte sich der Truppführer ein, „erst versuchen wir es im guten."

Sie leckte das Blut von den Lippen und wischte sich mit der Hand über das zerschlagene Gesicht.

„Also, jetzt sag mir mal, wo die Männer stekken", begann der Unteroffizier sie zu verhören. „Aber erzähl mir nicht wieder, daß sie in den Bergen bei der Kaffee-Ernte sind und vorerst nicht zurückkommen. Das hast du mir schon das letztemal aufgetischt."

„Aber wenn sie doch wirklich dort sind", stammelte die Frau. Innerlich jubelte sie: Sie werden schon nicht mehr mit uns fertig. Bald habe ich hier oben Ruhe vor ihnen, bald werden sie nicht wissen, wohin sie sich verkriechen sollen.

„Du lügst!" brüllte der Unteroffizier sie an. „Ich weiß ganz genau, daß sie zu den Banditen gegangen sind, die Kuba zugrunde richten möchten."

Die Frau preßte die Lippen aufeinander und dachte: Alles darf ich ihnen sagen, nur nicht die Wahrheit ... Sie würden mich erschlagen wie einen tollen Hund ... Und selbst wenn ich spräche, es würde mir nichts nützen, weil sie mich nicht verstehen. Was wissen sie schon von unserem Elend!

„Tu nicht so unschuldig, sondern rede lieber, dann wird dir nichts geschehen. Das Pack betrügt euch nur, es kann doch nicht gegen uns an. Aber je eher wir mit ihnen aufräumen, um so besser. Dann brauchen wir hier nicht zu bombardieren, bis kein Stein mehr auf dem anderen ist. Also rede, sonst kommen die Flugzeuge wieder."

Die Frau erschrak und starrte auf das Loch am Waldrand, das sie sich gegraben hatte, um eine Zuflucht zu haben vor den todbringenden schwarzen Vögeln. Aber dann sagte sie sich, daß die Flugzeuge nicht kommen konnten, solange die Soldaten da waren, und das beruhigte sie. „Wirklich, die Männer sind bei der Ernte", wiederholte sie. „Erst gestern ist der Junge hinaufgegangen."

„Und was tust du dann noch hier? Du könntest doch auch oben helfen."

Einen Augenblick lang wußte sie nicht, was sie erwidern sollte. Dann wies sie auf ihren Beinstumpf. „Was kann ein Krüppel wie ich schon helfen. Außerdem komme ich den Hang nicht hinauf."

„Du könntest hinaufreiten. Und damit" – der Truppführer wies auf die Krücke, die einer seiner Männer vom Boden aufgenommen hatte — „kannst du dich bewegen. Du könntest zum Beispiel für sie kochen, statt hier herumzusitzen. Aber freilich, mit deinen Leuten in die Berge zu den Aufständischen zu flüchten, dazu taugst du nicht."

Verzweifelt suchte die Frau nach einer Antwort, denn der Unteroffizier hatte den Nagel auf den Kopf getroffen. In den Bergen war sie tatsächlich nicht zu gebrauchen. Darum war sie in ihrer Hütte geblieben, wo sie sich nützlich machen konnte, hatte die Verbindung zum Flachland aufrechterhalten, Nachrichten in Empfang genommen oder Essen gekocht, wenn ein Batistagegner, der sich den Rebellen anschließen wollte, bei ihr rastete. Von ihrem Berg aus konnte sie die ganze Gegend überblicken und warnen, sobald Gefahr drohte. Aber an diesem Morgen war sie sorglos gewesen und hatte sich von Soldaten überraschen lassen . . .

„Das mit dem Bein ist schon vor längerer Zeit passiert, beim Holzhacken", erklärte sie schließlich. „Anfangs glaubte ich, es würde von selbst wieder gut. Aber auf einmal hatte ich die Wunde voller Würmer."

Sie sagte nicht, daß sie das Bein verloren hatte, weil es keine Ärzte gab, weil sie in den Bergen Krankenhäuser nur vom Hörensagen kannten und weil man mit Kreolin zwar die Sattelwunde des Esels, nicht aber ihr Bein heilen konnte, so daß man es ihr hatte abschneiden müssen mit der scharfen, heißen Klinge der Machete.

„Rede dir nur alles vom Herzen", ermunterte sie der Truppführer. „Wir werden dich mit unserem Jeep in die Stadt bringen zur Gattin des Präsidenten. Sie ist sehr mildtätig und wird dafür sorgen, daß du ein künstliches Bein bekommst. Du mußt nur sagen, wohin die Männer gegangen sind. Wir wollen ihnen ja nichts Böses, wollen sie nur überzeugen, daß es falsch ist, mit den Rebellen gemeinsame Sache zu machen."

Vergeblich bemühte sich die Frau, ihrer Verwirrung Herr zu werden. Sie wußte nur, daß sie nichts verraten durfte, und so wiederholte sie, was sie bereits gesagt hatte: „Die Männer

sind in den Bergen, bei der Kaffee-Ernte; mit den Rebellen haben sie nichts zu schaffen."
Da verlor der Unteroffizier die Geduld. Wütend hob er die Krücke, als wollte er zuschlagen. Aber er zerbrach sie nur und warf die Stücke weg. Dann sah er sich suchend in der Küche um. Sein Blick streifte die stumpfen Gesichter der Männer, hinter deren behelmten Köpfen die Berghänge aufragten, und blieb schließlich an dem Eisen für das Brandmarken der Rinder haften, das unter der Decke hing.
„Wozu braucht ihr denn das?" fragte er. „Ihr habt doch kein Vieh."
Nein, Vieh hatten sie nicht, und Fleisch bekamen sie alle Jubeljahre einmal zu essen. Die fetten Rinder auf den Weiden im Tal gehörten dem Großgrundbesitzer, sie selbst waren dürr wie Zaunlatten. Aber das alles würde anders werden, wenn die Rebellen auch ihre Zone befreit hatten. Schüchtern antwortete die Frau: „Das Eisen hat der Junge auf der Hauptstraße gefunden. Wir können wirklich nichts damit anfangen."
Der Unteroffizier grinste. „Soso, das werden wir noch sehen," sagte er, nahm das Gerät von der Decke und trug es zum Herd, in dem ein kleines Feuer brannte. „Bringt mehr Holz", befahl er den Soldaten. Als die Flammen prasselnd hochschossen und das Eisen zu glühen begann, begriff die Frau, was er vorhatte. Sie schloß die Augen und versuchte, an das zu denken, was man ihr von der befreiten Zone erzählt hatte. Wie gut mußte es sein, dort zu leben, wo die Kinder zum erstenmal zur Schule konnten, wo es zum erstenmal Krankenhäuser gab, wo die Bauern zum erstenmal ein Stück Land ihr eigen nannten, wo zum erstenmal Richter Recht sprachen, wo die Menschen ihr Brot in Frieden aßen und Gott näher waren. Wie gern möchte ich das alles haben, dachte sie, aber noch wichtiger ist, daß die anderen es nicht wieder verlieren.
Rohe Hände rissen ihr das Kleid herunter, so daß ihre nackten, erschrockenen Brüste zum Vorschein kamen, und eine brutale Stimme kommandierte: „Los, brennt es ihr in die Euter, vielleicht wird sie dann klüger!"
Sie schrie, aber nicht vor Schmerz, nicht weil man sie brandmarkte wie ein Tier, sondern weil ihr bitter weh tat, daß sie die Ihren nicht wiedersehen, daß sie die Freiheit nicht erleben sollte.
Der Geruch von verbranntem Fleisch verursachte ihr Übelkeit. Wie aus weiter Ferne

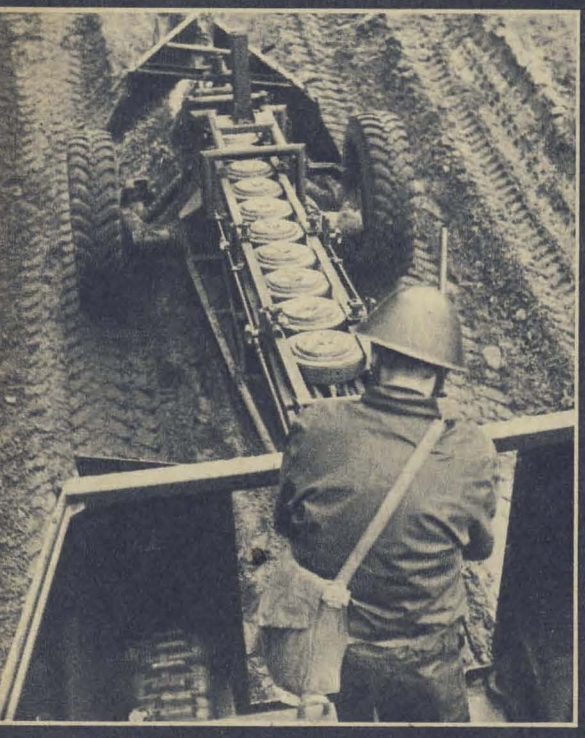
Illustrationen: Kurt Zimmermann

drang das Johlen der Soldaten und die Stimme des Unteroffiziers an ihr Ohr.
„Wirst du jetzt reden?"
Da öffnete sie die Lippen und keuchte: „Warum denn? Ihr versteht mich ja doch nicht."
„Hör sich einer die an, glaubt, sie hätte Idioten vor sich!"
„Wenn ihr verständet, dann wärt ihr nicht hier", stieß sie hervor. Dann verlor sie das Bewußtsein.
Als sie die Augen aufschlug, war es Nacht. Sie sah den bestirnten Himmel über sich, und er schien ihr schön wie nie zuvor. Sie dachte an Gott, der die Ihren schützte und sich freute, daß sie stark geblieben war. Ohne sich zu rühren, lag sie auf dem Erdboden, eine Stunde, zwei Stunden, sie wußte es nicht. Die nächtliche Brise strich ihr über die brennende Stirn und kühlte ihr die Wunden. Schließlich richtete sie sich auf und betrachtete das blutrote Mal, das man ihr in die dunkle Haut gebrannt hatte: PM. Es waren die Initialen des Gutsbesitzers Pedro Martinez. Immer hatte sie die Buchstaben auf den Flanken der Rinder gesehen.

PM — Pedro Martínez ... nein, Patria o Muerte, Vaterland oder Tod! Fast unbewußt hatte sie das Losungswort der Revolutionäre ausgesprochen. Und da waren es nicht mehr die verhaßten Initialen des Gutsherrn, die sie auf der Brust trug, sondern die Zeichen der Revolution.

Trotz der Schmerzen lächelte sie und fühlte ihre Kräfte zurückkehren. Wenn ich den Waldrand erreiche, bin ich in Sicherheit, dachte sie. In der Nacht kommen sie nie, da haben sie Angst. Und sie kroch mit zusammengebissenen Zähnen dem Walde zu.

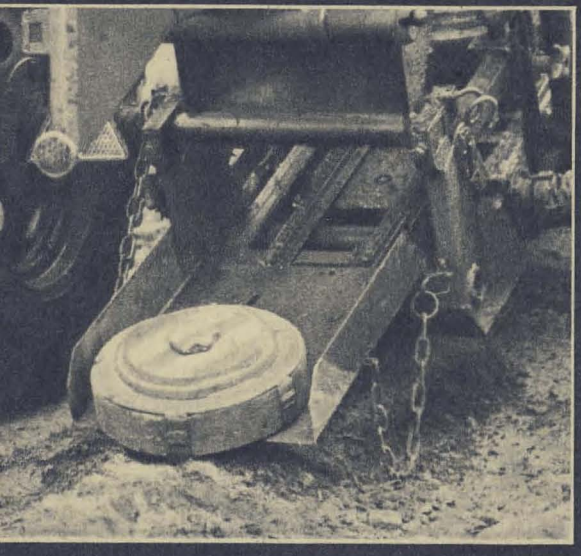
Aus: „Ruderer in der Nacht", Verlag Volk und Welt 1963



Der Uneingeweihte, hört oder liest er das Wort Minenleger, stellt sich stets den Schiffstyp vor. Das liegt daran, weil diese Gattung weitaus älter und bekannter ist als jene Geräte, mit deren Hilfe Landminen verlegt werden. Minenleger, wie sie von den Pioniertruppen eingesetzt werden, sind mechanische Geräte, die hauptsächlich zum schnellen Verlegen von Panzerminen bestimmt sind. Sie können als Anhänge- oder als transportable Geräte konstruiert sein. Die transportablen dienen dazu, die Minen kurzfristig offen, d. h. auf der Erdoberfläche ungetarnt liegend zu verlegen. Diese Geräte bestehen aus der Minenrutsche und dem Verlegemechanismus. Solche Minenleger werden auch an Hubschraubern montiert, die dann in Bodennähe operieren.

Bis zum Ende des zweiten Weltkrieges geschah das Minenlegen von Hand. Eine schwierige und zeitraubende Arbeit, wenn man bedenkt, in welchem Umfang Schützen- und Panzerminen eingesetzt wurden. Ein paar Zahlen sollen einen Überblick geben: Sowjetische Pioniere verlegten Ende 1941 vor Moskau auf den Frontkilometer 250 Panzer- und 540 Schützenminen; in der Schlacht im Kursker Bogen waren es bereits jeweils 1500 Minen beider Sorten.

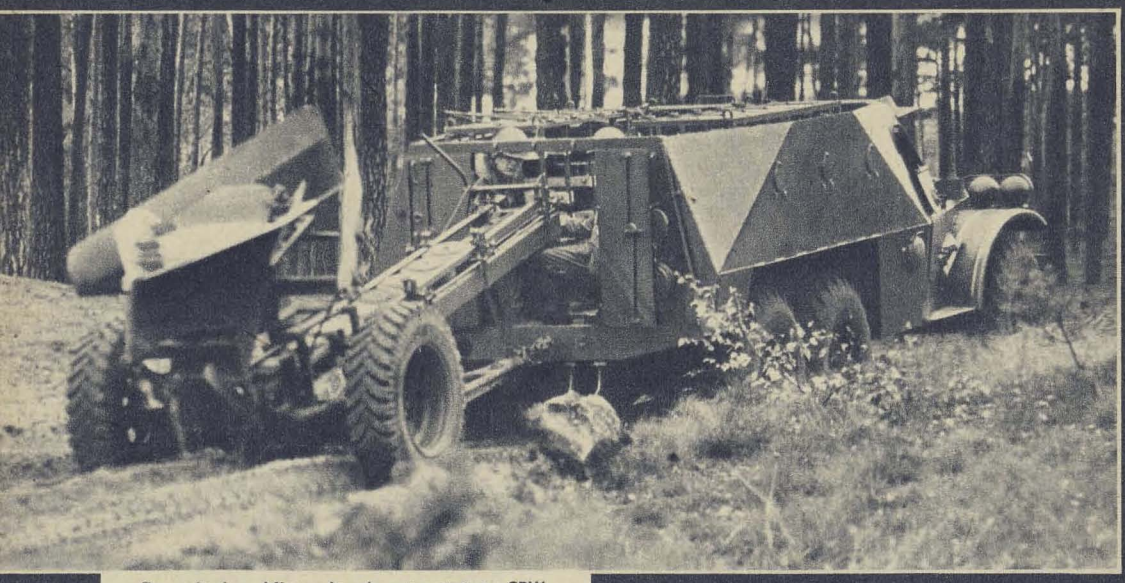
Minenleger sind nicht immer Schiffe



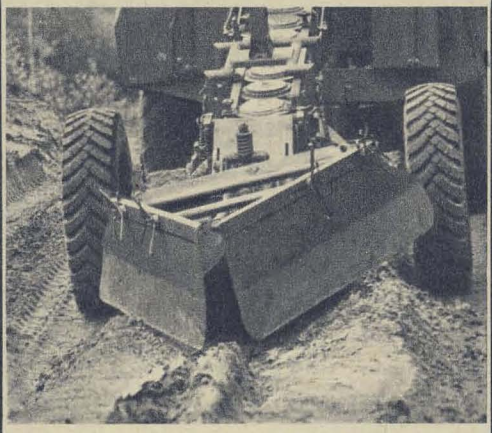
▲ Die Besatzung demonstriert für unsere Leser einen offenen Verlegevorgang. Das Gerät ist auf den Verlegeabstand von vier Metern eingestellt worden. Auf den Zentimeter genau liegen die Übungsminen in der Reihe.

◀ Über die Minenrutsche gleiten die Sprengkörper zur Ablegevorrichtung, von wo sie nieder gelassen werden.

Offenes Verlegen heißt dieser Vorgang, bei dem die Mine auf der Erdoberfläche bleibt. Der Pflug mit dem Zuschütter ist hochgeklappt. ▶



Der mit dem Minenschrank ausgestattete SPW hat den Minenleger angehängt und rollt dem Verlegabschnitt zu.



Beim verdeckten Verlegen zieht der heruntergeklappte Pflug die Furche für die Mine. Der Zuschütter glättet die Furche wieder. Auch in Rasen kann verdeckt verlegt werden. Die Rasennarbe wird vollständig geschlossen.

Übernahme von Minen in den Minenschrank.

Tausende und Zehntausende dieser „unsichtbaren Gegner" lagen im Sande Nordafrikas vergraben, und ebenso viele waren es entlang der westeuropäischen Küsten.

Die Mine, vor allem die Panzermine, hatte sich als kampfbeeinflussendes Mittel bewährt. Unter den heutigen modernen Gefechtsbedingungen ist ihr Wert noch gestiegen. Minensperren sind in allen Kampfhandlungen wegen ihrer vernichtenden Wirkung bedeutungsvoll. Auf Grund des hohen Tempos des modernen Gefechts mußte auch das Verlegetempo gesteigert werden. Demzufolge wurden mechanische Minenlegegeräte geschaffen.

Unsere Pioniere setzen das sowjetische MLG-60 ein, ein Anhängegerät, das zum offenen und verdeckten Verlegen von Panzerminen auf leichten und schweren Böden, auf Wiesen und bei Schnee bestimmt ist.

Der Minenleger arbeitet nach dem Prinzip der schiefen Ebene, d. h. die Minen werden in die Minenrutsche eingelegt und gelangen über eine Rollenbahn zur Ablegevorrichtung. Je nachdem wie das Gerät eingestellt ist – Verlegeabstand vier oder sechs Meter – gibt die Ablegevorrichtung die Mine frei. Wird verdeckt (getarnt) verlegt, dann ist der Minenleger so umgestellt, daß sein Pflug die Furche zieht, in die die Minen eingelegt werden. Ein Zuschütter, zwei zueinander verstellbare Stahlbleche, glättet die Furche wieder. Wird auf Wiesen verdeckt verlegt, dann glättet diese Vorrichtung auch die Grasnarbe. Als Zugmittel dient der SPW-152 W 1, der den Minenschrank trägt. Wozu einst ganze Pionierzüge Stunden brauchten, um ein Minenfeld anzulegen, das schaffen die mechanischen Minenleger in Minuten. K. E.

Menschen an der Küste

VON HAUPTMANN HANSJURGEN USCZECK

Draußen im milchigen Dunst, einige Seemeilen von der Küste entfernt, zieht ein Schiffsverband der Volksmarine seine Bahn. Sie sind nicht auszumachen, aber der Mann auf dem Signalturm weiß, es sind MLR-Schiffe. „Grenzbrigade Küste" steht auf dem Mützenband des Matrosen. Erst wenige Tage ist er hier auf der Küstenbeobachtungsstation, der Matrose Bäuchle. Gerade genug, sich an die neuen Pflichten zu gewöhnen, von denen er in der Ausbildung wenig hörte.

Er wirft einen Blick auf die Uhr. Es ist noch Zeit. Die Antennen der Funkmeßstation rotieren unermüdlich, verfolgen den Weg der Genossen dort auf See. Das Telefon schnarrt, der Funkmeßposten gibt die Werte durch. Genosse Bäuchle wiederholt knapp, schaltet das Funkgerät auf Senden und meldet Entfernung und Peilung des Verbandes.

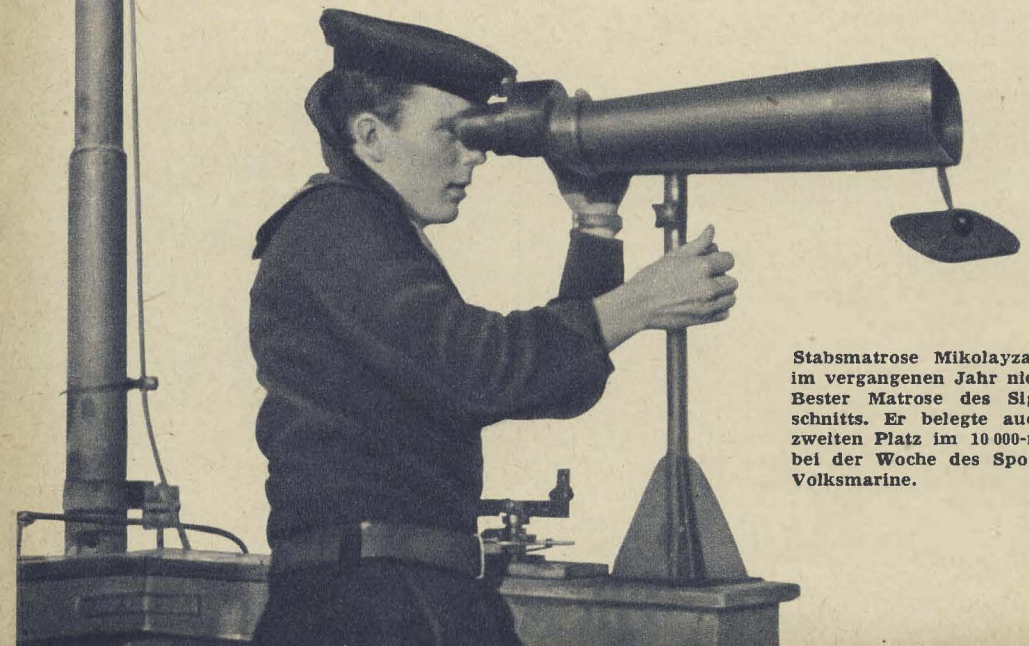
Dabei knurrt er vor sich hin. Zum wievielten Mal ist denn nun schon die Leitung zur Auswertezentrale unklar? In wenigen Tagen kaum noch zu zählen. Eigentlich eine Schweinerei, denkt er, wo bleibt denn da die Gefechtsbereitschaft, wenn man erst durch Funk eine andere Station bitten muß, die Meldung weiterzugeben.

Aufmerksam beobachtet der Matrose die See, bevor er sich der Wachkladde zuwendet. Jetzt, im Winter, regt sich kaum etwas draußen, das verraten auch die Eintragungen. Vor drei Tagen ein Schiff, vorgestern und gestern zehn, und seit Tagen zeigte sich ein einziges Flugzeug.

Eintönig ist es hier im Winter, meint Genosse Bäuchle. Eintönig und ermüdend ist der Dienst. Aber schon die wenigen Tage haben ihn gelehrt, daß eben deshalb Willenskraft und Konzentration doppelt notwendig sind. Hier an der Grenze. Und hier in diesem Kollektiv, der Küstenbeobachtungsstation Rehpenning.

Selbstverständlichkeiten

Die Funkmeßstation liegt in der Nähe des Turmes. Man erzählt sich hier noch schmunzelnd von dem Matrosen Helmut Apitz, der zum erstenmal allein Dienst tat und vor Aufregung vergaß, daß „Bruno" sein Tarnname war. Als plötzlich dringend Bruno verlangt wurde, war er völlig durchein-



Stabsmatrose Mikolayzak war im vergangenen Jahr nicht nur Bester Matrose des Signalabschnitts. Er belegte auch den zweiten Platz im 10 000-m-Lauf bei der Woche des Sports der Volksmarine.

Heute stehen Schweinebraten und Rotkohl auf dem Programm. Stabsmatrose Pahl kennt sich am Kochtopf fast genauso gut aus wie in der Funkmeßstation.

ander und stieß nur hervor: „Ich bin Helmut, Bruno ist nur mein Spitzname."
Den Genossen Hohl dagegen, der heute an der Station sitzt, überraschte etwas anderes. „Als ich das erstemal in unseren Fernsehraum kam, da habe ich weiter nichts gesehen als Urkunden, Wimpel und Auszeichnungen."
Genosse Hohl ist eines der drei Parteimitglieder der Station. Auf seinem Tisch liegt ein Mathematikbuch; er will später Lehrer werden. Nachdenklich blickt er mich an. „Wir haben auf der Schule zwar viel Theorie gelernt. Aber was ich eigentlich wußte, merkte ich, als ich hierherkam. Die Genossen haben geholfen, sie haben mir alles genau erklärt. Hier war ich sofort mitten in einer Gemeinschaft."
Ende des vergangenen Jahres wurde dem Kollektiv die Verdienstmedaille der NVA in Bronze verliehen. Aber ohne Rechenkunststücke konnte Genosse Hohl feststellen, daß seine Einheit seit 1959 ununterbrochen die beste aller Küstenbeobachtungsstationen ist.
Ebensolange ist Stabsobermeister Willy Rehpenning hier Kommandeur. Der Neununddreißigjährige äußert sich nur sehr ungern über die Ursachen dieser Erfolgsserie. Für ihn ist alles selbstverständlich: „Wir haben unsere Ziele im Wettbewerb erreicht. Sämtliche Ausbildungsaufgaben wurden als sehr gut eingeschätzt. Durch regelmäßige Pflege und Wartung der Technik sicherten wir einen hohen Einsatzkoeffizienten. Die gegenseitige Ersetzbarkeit wurde von uns durchgesetzt. Da kommt es eben auf viele Kleinigkeiten an. Wir haben weiter nichts gemacht, als die Dienstvorschriften und Befehle eingehalten."
Als er vor zwölf Jahren im Rat eines Kreises seinen Zivilrock an den Nagel hängte und, den Forderungen der Partei folgend, die Uniform der Volkspolizei-See anzog, war auch das für ihn selbstverständlich. Die Kenntnisse im Funkmeßdienst, die dem Matrosen der faschistischen Kriegsmarine eingebleut worden waren, wurden so nutzbar für den Schutz des Sozialismus. Nun ist seine Dienstzeit als Berufssoldat bereits abgelaufen und die Gesundheit läßt zu wünschen übrig. Aber sicher wird das Jahr 1965 nicht das letzte Dienstjahr des Genossen Rehpenning sein.
Doch wir müssen unser Gespräch unterbrechen. Aus der Kombüse wird um Hilfe gerufen. Nieren sind Neuland für den Smutje. Wer, wenn nicht der Kommandeur, kann helfen?

Der Koch in der Kombüse

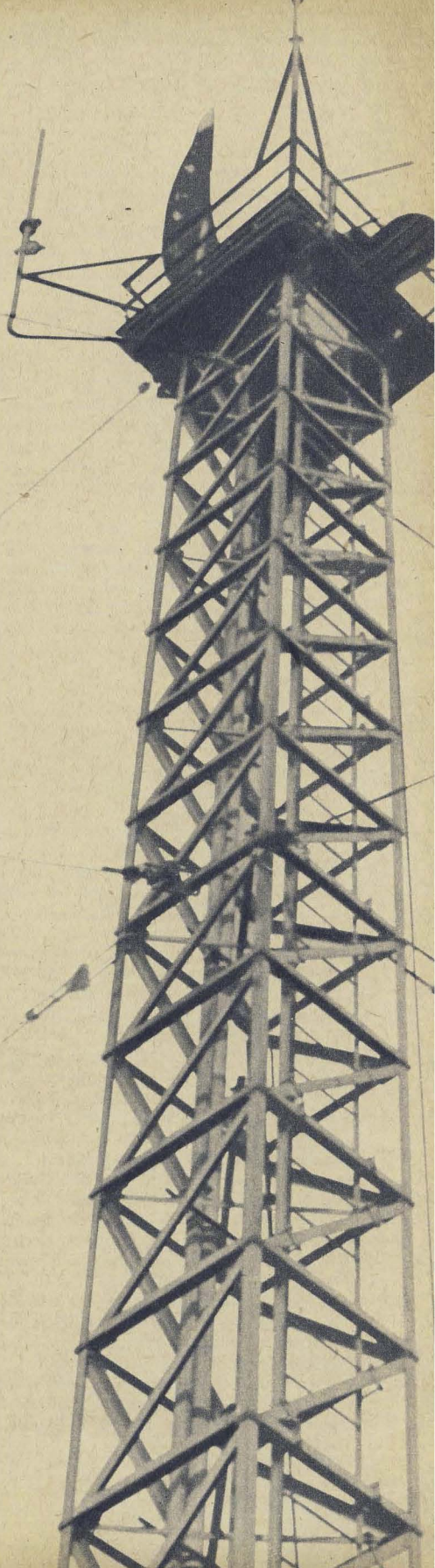
Der Smutje ist eigentlich gar kein Koch, sondern der beste Matrose des Funkmeßabschnitts, einer der zwölf, denen das Bestenabzeichen verliehen wurde. Bernd Pahl stammt aus Berlin. Im Herbst 1962 wurde er einberufen. Mit freudigen Erwartungen reiste er der Garnison an der Küste entgegen. Doch bald erhielt seine Stimmung den ersten Dämpfer. Sechs Wochen wurde er als Funker ausgebildet,. dann stellte man fest, daß er keine Veranlagung dazu hatte — neue Laufbahn — Funkmeß.
Und eines Tages stand er dann vor dem Grenzboot, seinem Grenzboot. Die ersten Tage eilten vorüber. Sie brachten eine Enttäuschung nach der anderen. Funkmesser war er nicht gern geworden, aber nun wollte er es auch wenigstens sein. Aber hier? Was war er hier? Mädchen für alles, Aschenbrödel und Lückenbüßer. Bitter bereute er es in jener Zeit, sich als Soldat auf Zeit verpflichtet zu haben. Er war ausgesprochen „sauer", begann zu gammeln. Heftige Zusammenstöße mit den Vorgesetzten folgten, die sich auch im Wehrstammbuch unter der Rubrik Bestrafungen niederschlugen.
Und dann wurde er eines Tages versetzt. Zur KBS. Hier wehte der Wind aus einer anderen Ecke. Jeder kannte seinen Platz. Die Forderung lautete klipp und klar: In kurzer Zeit die Aufgaben eines Funkmeßgastes meistern. Pahl ging 'ran, das schmeckte ihm. Schon nach einem halben Jahr schaffte er die Klassifikation Stufe III.

Exakte Arbeit muß an der Funkmeßstation geleistet werden. Stabsmatrose Marth hat sich die notwendigen Kenntnisse angeeignet, obwohl er eigentlich in der Signallaufbahn ist.

Genosse Pahl aber kann sich nicht erklären, warum er Bester wurde: „Ich habe meinen Dienst gemacht wie alle. Ich kann mich an nichts Besonderes erinnern."
Dann kamen im Herbst die Entlassungen. Auch der Smutje ging. Und so geriet Genosse Pahl, nicht nur der Not gehorchend, vom Rund des Bildschirms an den Rand des Kochtopfes. Bis zum Eintreffen des versprochenen neuen Kochs warf er seine, nach den eigenen Worten magere, Qualifikation in die Bresche. Der Appetit der Genossen sprach eine beredte Sprache: auch diesmal hatte der Stabsmatrose sich selbst unterschätzt. Nebenbei gesagt, die gefährdeten Schmornieren wurden gerettet.
Der Koch Pahl studierte genau so eifrig das selbsterworbene Kochbuch wie der Funkmeßgast die elektrotechnische Fachliteratur. Er will wieder vom Kochlöffel an das Funkmeßgerät zurückkehren.
Eins aber sei nicht verschwiegen: Persönlicher Rekord im Radsport ist die Urlaubsfahrt nach Berlin in neun Stunden.

Bewährungsproben

Freilich, nicht jedermann sehnt sich danach, Funkmeßgast zu sein. Lange schon hatte Genosse Wiesing davon geträumt, auf einem Schiff zu dienen. Er wurde als Elektromechaniker ausgebildet. Diese Enttäuschung fraß an ihm. Noch dazu hatte die Ausbildungseinheit Mangel an Unteroffizieren; man setzte Matrosen als Gruppenführer ein. Eines Tages kam es zum Knall. Der gereizte Wiesing fuhr seinem Gruppenführer beim Unterricht über den Mund. Mit einer schlechten Beurteilung und zwei Strafen im Gepäck betrat er die Funkmeßstation. Sein Kurs änderte sich nicht, er schaltete auf stur, wie er heute selbst zugibt. Stabsobermeister Rehpenning wußte sich keinen Rat mehr. Bis dann eines Tages im Zusammenhang mit der Einrichtung einer eigenen Ladestation Friedrich Wiesing die volle Verantwortung für alle Aggregate erhielt. Und sie auch begriff.
Doch ob Genosse Rehpenning völlig recht hat, wenn er hier den Beginn der Wandlung des Genossen Wiesing sieht? Der Stabsmatrose selbst denkt anders darüber. „Ich war oft mit dem Genossen Marth zusammen", sagt er. „Der hat mir die Meinung gesagt über mein Verhalten, daß es nicht richtig wäre. Langsam habe ich begriffen." So wird es wohl gewesen sein – vieles wirkte zusammen, bis Genosse Wiesing Tritt faßte. Tritt fassen – das hieß bei ihm, die Klassifikation als Funkmeßgast und das Bestenabzeichen zu erwerben.
Der zweite Mann der Funkmeßwache an diesem Tage ist der Stabsmatrose Lüttke, ein kleiner flinker Bursche. Schwer fiel es ihm, dem gelernten Maler, sich in die Funkmeßtechnik hineinzufressen. Einer der besten Funkmesser ist er nun, aber nur zögernd berichtet er von seiner Tätigkeit.
Sechs Stunden hintereinander in der Station zu sitzen und dann nach sechs Stunden Ruhe noch einmal, das ist kein Zuckerlecken. Und wie langsam rinnen die Minuten, wenn die Station nicht geschaltet ist und nur hin und wieder ein Gespräch vermittelt werden muß.
Doch nicht immer ist das so. Manchmal müssen Geräte und Grenzer alles hergeben, was sie leisten können.
„Das war an einem Septemberabend. Mag so gegen zehn gewesen sein. Plötzlich Anweisung des Wachleiters: „Station schalten, NATO-Kriegsfahrzeuge, Peilung, Entfernung. Ich 'ran ans Gerät. Gedanken schossen durch mein Hirn. Die sind weit. Ob ich's schaffe? Schon arbeitete die Station. Wo sind die Ziele? Nicht zu finden.



Vielleicht sind sie bei diesem Wetter gar nicht mehr in der Reichweite. Auf Sektorensuche schalten. Fieberhaft mühte ich mich ab. Nichts und wieder nichts. Die Auswertezentrale rief an, ob ich die Ziele habe? Einmal und noch einmal. Ich wollte schon verzweifeln. Manchmal dachte ich: Soll ich mir denn die Ziele aus den Rippen schneiden? Da endlich! Aufgefaßt. Schnell meldete ich die Angaben. Aber nun aufpassen, daß sie mir nicht wieder entwischen. Ich wurde ruhig. Fast eine Stunde hielt ich sie unter schwierigsten Bedingungen."
Eine Bewährungsprobe war bestanden.

Aufregungen

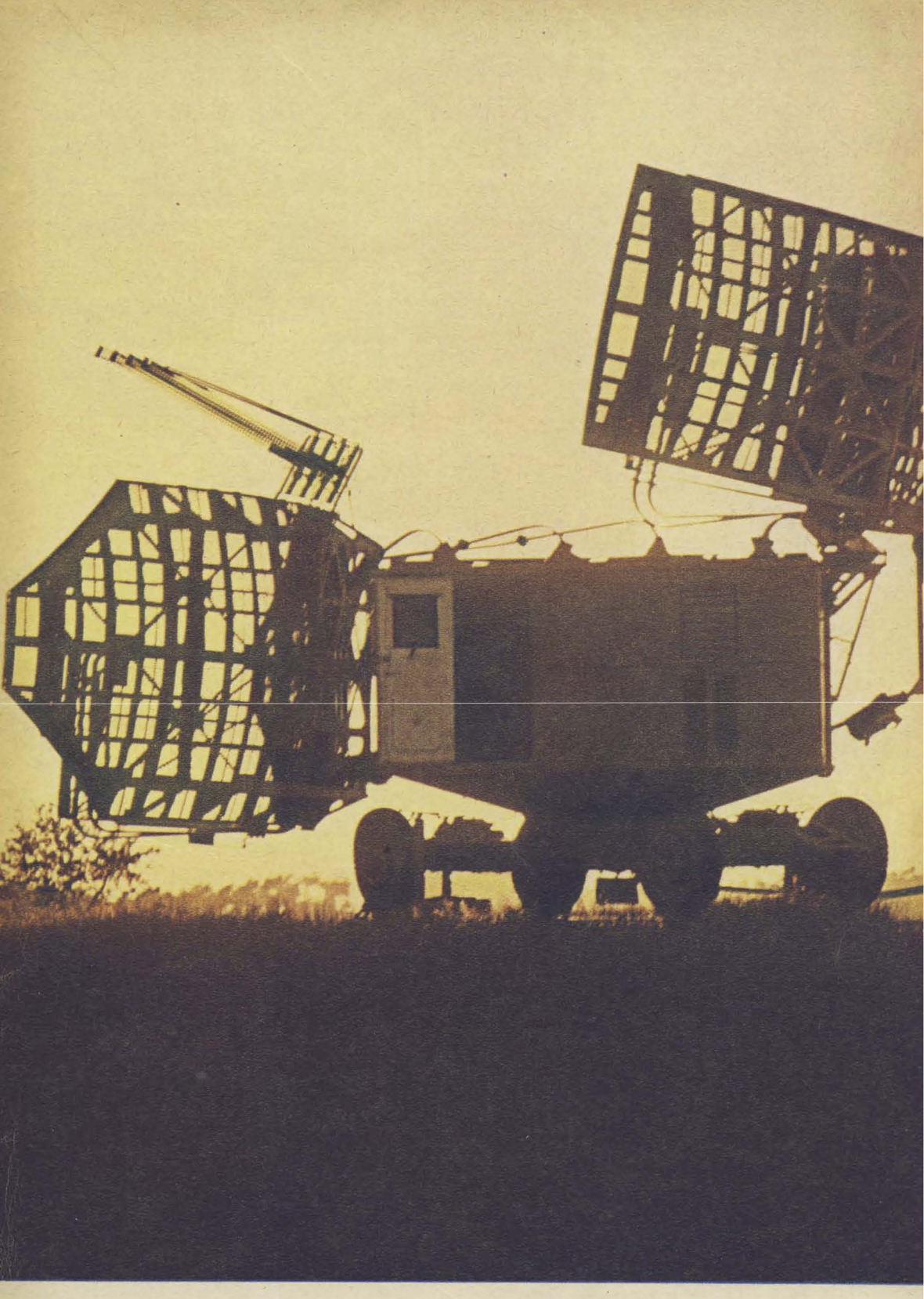
Drei Mitglieder hat die Parteigruppe. Zwei sind bereits bekannt, das dritte ist Stabsobermeister Müller, Parteiorganisator und Techniker der Station. Als man ihn für die Funkmeßlaufbahn bestimmte, wußte er gar nicht, was Funkmeßtechnik ist. Das war vor acht Jahren. Jetzt ist er ein Fuchs auf diesem Gebiet. Außerdem aber ein leidenschaftlicher Foto- und Filmamateur sowie stolzer Vater von Zwillingen, die ihn während der USA-Aggressionsdrohung gegen Kuba überraschten und nicht einmal gebührend begossen werden konnten. Dafür brachten sie andere Vorzüge: Eine Wohnung, der Genosse Müller dreieinhalb Jahre nachgelaufen war.
Zeitweise aber hatte er noch ein besonderes Kennzeichen: dicker Gipsverband am linken Daumen. Die Bauarbeiter, die ihm dazu verhalfen, liegen ihm heute noch im Magen.
Ende Oktober herrschte an einigen Tagen so dicker Nebel, daß man kaum die Hand vor Augen sehen konnte. Müller war Wachleiter und dachte an nichts Böses.
Plötzlich meldete die Signalstation: Licht von See, nähert sich der Küste. Im Grenzgebiet sind Wachsamkeit und Schnelligkeit erste Soldatenpflicht. Genosse Müller fackelte nicht lange, rief einige Matrosen, gab Waffen aus. Das dauerte nur Sekunden, schon liefen die vier an den Strand, quer durch das von Bauarbeiten zerwühlte Gelände. Verdammt! So lang wie er war, schlug der Stabsobermeister hin, die Signalpistole in der Faust. Ein stechender Schmerz. Weiter!

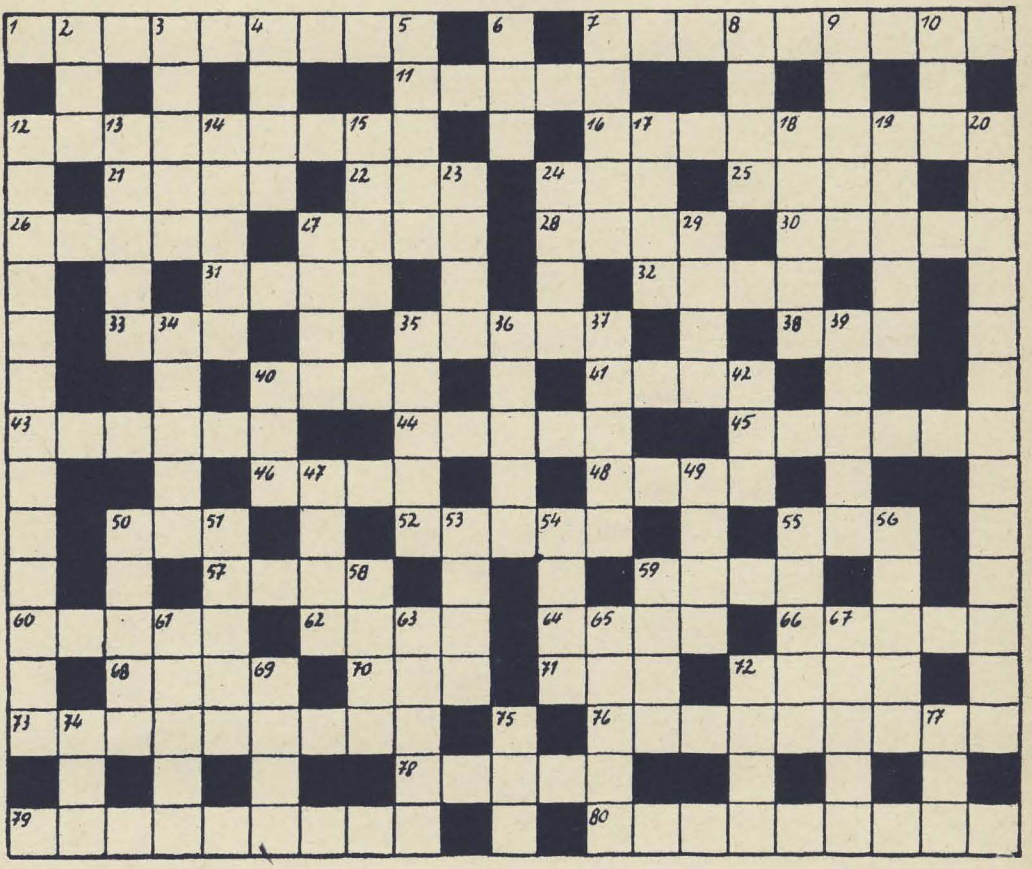
Der Kutter, darum mußte es sich handeln, war schon dicht unter Land. Blinkzeichen mit der Taschenlampe. Gleich mußte er auflaufen. Eine Rakete in den Nachthimmel. Vergeblich. Nun konnten nur noch Signale dicht über dem Wasser helfen. Da, endlich, er drehte ab. Aber jetzt Meldung an die Grenzboote. Sie klärten in kurzer Zeit die Lage. Der Fischkutter WIS 114 hatte im Nebel den Kurs falsch berechnet. Die Wachsamkeit der Grenzsoldaten verhütete großen materiellen Schaden. Nur der Daumen des Genossen Müller hatte sein Teil.
Gebrochen war im Dezember 1963 auch die Wasserleitung, gerade als die Rehpenninge mit Schwung das neue Ausbildungsjahr begonnen hatten. Das gab lange-Gesichter. Ein neues Rohr mußte gelegt werden. 600 Meter durch den Wald bei gefrorenem Boden. Darunter durfte der Wachdienst nicht leiden. Und in knapp vier Wochen war die erste Ausbildungsaufgabe abzulegen.
Da rauchten die Köpfe, viel Schweiß floß und mancher Fluch wurde ausgestoßen. Aber noch vor Weihnachten lag die Leitung, und Mitte Januar erteilten die prüfenden Offiziere die Note „sehr gut" für die Ausbildung.
Wenn Stabsobermeister Rehpenning daran zurückdenkt, sagt er überzeugt: „Ohne die FDJ — hätten wir das nicht geschafft. Ohne FDJ wären wir auch nicht die beste Küstenbeobachtungsstation geworden."

Mit ganzem Herzen

Sekretär der FDJ-Organisation ist seit dem Frühjahr der Stabsmatrose Dietrich Marth, ein langaufgeschossener blonder Stralsunder. Bevor er die Uniform anzog Agronom und Stellvertretender Produktionsleiter einer LPG, beschränken sich nun seine direkten Beziehungen zur Landwirtschaft auf das Abmähen des Grases in der Dienststelle. Den einen Tag erlebte ich ihn als Funkmeßgast, den zweiten als Kraftfahrer, und laut Stellenplan gehört er zum Signalabschnitt und steht selbstverständlich auch dort seinen Mann. Wie die meisten Matrosen hier, ist er in der Lage, mehrere Funktionen auszufüllen. Das ist aber äußerst wichtig für die Gefechtsbereitschaft eines so kleinen Kollektivs.
Nicht immer sah Genosse Marth seine Pflichten in jeder Hinsicht so klar. Sonst wäre er nicht einer der beiden Genossen gewesen, die kurz nach Beginn des vorigen Ausbildungsjahres wegen Landgangsüberschreitung bestraft werden mußten. Es war nur eine halbe Stunde — aber das Kollektiv zögerte nicht. Es rieb den beiden eindringlich unter die Nase, daß sie nicht nur der Gemeinschaft im Wettbewerb schadeten, sondern auch die Gefechtsbereitschaft mit einem solchen Verhalten gefährden. Die Strafen wurden durch ausgezeichnete Leistungen bald wieder gelöscht. Es blieben die einzigen in der ganzen Station.
Das nächste Ziel des Genossen Marth ist es, die Klassifikation Stufe III als Funkmeßgast zu erringen. „Denn", so meint er, „ich kann die Station bedienen und auch kleine Fehler beseitigen. Aber das hier ist eine verantwortungsvolle Aufgabe, man bekommt dabei Vertrauen zu sich selbst. Und wenn ich etwas tue, dann will ich es ganz machen."
Alles ganz machen. Darauf kommt es an. Genosse Rehpenning und seine Matrosen wissen, daß die Verdienstmedaille kein sanftes Ruhekissen ist.
Es wird schwer werden, den ersten Platz zu halten, denn die Station ist nicht vollbesetzt, und die Nachbarn drängen auch vorwärts. Es wird schwer werden. Aber auch im neuen Ausbildungsjahr heißt es für sie: Keine Lücke dem Feind, festere Grenzsicherung durch höhere Qualifikation. Die Grenzer in Marineuniform werden die Tradition ihrer KBS weiterführen.

Kabine einer Funkmeßstation im Einsatz ▶





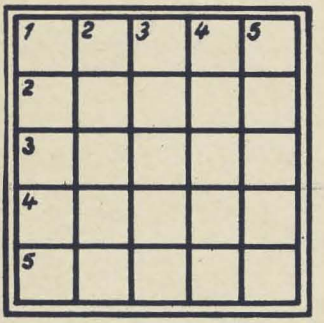
KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. Teilgebiet der Mechanik, 7. erster offizieller Schachweltmeister, 11. sittl. Charakter, Sitte, 12. Teil der Flugbahn eines Geschosses, 16. europ. Hauptstadt, 21. Gesamtheit der Landstreitkräfte eines Staates, 22. Skulptur des Naumburger Doms, 24. Nebenfluß der Wolga, 25. Schmuckbehältnis, 26. Weckruf, 27. Steinkohleprodukt, 28. Einheit bei den Luftstreitkräften, 30. ital. Geigenbauer, 31. dän. Atomphysiker, 32. Meerespflanze, 33. Papagei, 35. weibl. Vorname, 38. griech. Buchstabe, 40. Ureinwohner Perus, 41. südfranz. Ind.-Stadt, 43. engl. Naturwissenschaftler, Begründer der klass. Physik, 44. österreich. Bundesland, 45. Säule zum Befestigen der Schiffstaue, 46. Fangvorrichtung, 48. Mittelmeerinsel, 50. Stadt in Marokko, 52. Metall, 55. Gewässer, 57. Ind.-Stadt in der RSFSR, 59. Natriumverbindung, 60. Kreisstadt uw. von Hamburg, 62. Wasservogel, 64. Haushaltsplan, 66. Kampfbahn, 68. Verbindungsstift, 70. griech. Insel, 71. Windseite, 72. Schwung, 73. sowj. Kosmonaut, 76. Dienstvorschrift, 78. Auslese, 79. elektr. Energie erzeugende Maschine, 80. Segelschiff des 14./16. Jh.

Senkrecht: 2. Gebirgsstock auf Kreta, 3. Schweizer Mathematiker, 4. Strom in Sibirien, 5. Zug- und Antriebsvorrichtung, 6. Chef der Volksmarine, 7. Stadt in der Nähe Tokios, 8. Angehöriger einer Sowjetrepublik, 9. Impfstoff, 10. weiblicher Vorname, 12. Bad am Kyffhäuser, 13. Hauptstadt Tibets, 14. Insel vor der ostafrik. Küste, 15. Wahlübung, 17. Dienstgrad, 18. Stockwerk, 19. Göttin der Jagd, 20. umfassende Beherrschung eines Fachgebietes, 23. See in der Sowjetunion, 24. Musikwerk, 27. altes mittelschweizer. Städtchen, 29. Vogel, 34. Antreteordnung, 35. Haustier, 36. Stadt in Nordfrankreich, 37. Stadt in Baden-Württemberg, 39. Flaschenzug auf Schiffen, 40. Nebenfluß der Donau, 42. Bad in Belgien, 47. Laubbaum, 49. Wasserfahrzeug, 50. Autor des Romans „Die Räuberbande", 51. Friedensfahrtsieger 1952, 53. span. Mädchenname, 54. Saugwurm, 55. Nebenfluß der Elbe, 56. geograf. Begriff, 58. Stahlplatte mit Vertiefungen für Blechbearbeitung, 59. Nebenfluß der Donau (Jugosl.), 61. Elektronenröhre, 63. histor. Bauwerk in London, 65. deutscher Schriftsteller („Die letzte Heuer"), 67. Verladeeinrichtung, 69. Verpackungsgewicht, 72. Gestalt aus „Lohengrin", 74. franz.: Insel, 75. Teil des Auges, 77. Strom in Afrika.

ERGÄNZUNGSRÄTSEL

Ra — — — rung, B — — — enbrenner, Mo — — — ial, Kugel- — — — tz, Felds — — — r, Kom- — — — se, Pa — — — nt. Für die Striche sind Buchstaben einzusetzen, so daß sinnvolle Begriffe entstehen. Die einzusetzenden Buchstaben ergeben, aneinandergereiht, den Namen des Schachspiels um die erste offizielle Weltmeisterschaft.

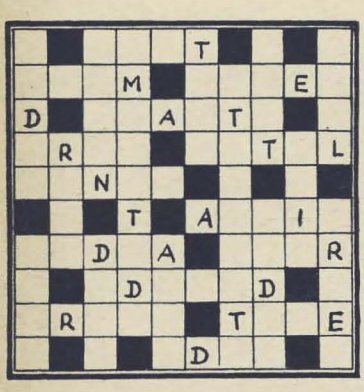


MAGISCHES QUADRAT

Die Wörter haben waagerecht und senkrecht die gleiche Bedeutung. 1. rumön. Hochspringerin, 2. trop. und subtrop. Narzissengewächs, 3. Verkaufsstelle, 4. Vorderseite einer Münze, 5. landw. Geröt.

KREUZGITTER

Die Lösungswörter haben, unabhängig von Reihenfolge und Richtung, folgende Bedeutung: 1. Leit- und Stützsystem der Laubblötter, 2. Teil des Mittelmeeres, 3. maximal. Schwingungsweite einer Welle während einer Periode, 4. See in der Sowjetunion, 5. Gesangstück, 6. Blume, 7. Pionierlager auf der Krim, 8. österreich. Chemiker, erfand 1885 das Gasglühlicht, 9. Festraum, 10. Vor Maßeinheiten das Zehnfache der gen. Maßeinheit, 11. Stadt in Holland, 12. männl. Vorname, 13. ungar. Komponist (1810—1893), 14. Haushaltsplan, 15. Hauptstadt der tatar. ASSR, 16. Autor des Romans „Das Geschenk", 17. Antreteordnung, 18. brasil. Hafenstadt, 19. Stadt in Italien, 20. Tretkurbel, 21. Landungsbrücke, 22. Hauptstadt einer Sowjetrepublik, 23. Steuervorrichtung, 24. altgriech. Stadtstaat, 25. kleine quadrat. Fahne, 26. Fluß in Südfrankreich, 27. frz.: Kopf. 28. Gebirge in der Sowjetunion.



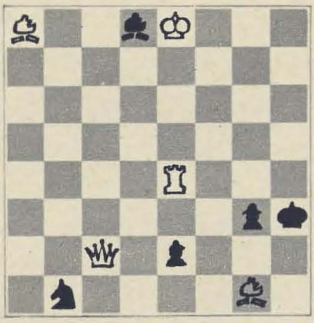
SILBENRÄTSEL

Aus den Silben ad — ag — am — ant — arm — brust — dard — do — e — fang — gat — ge — gel — gre — i — je — jew — ju — ju — kreis — ku — ku — lo — lar — ma — mi — nert — nis — nö — o — pa — pe — pe — pi — ral — re — richt — sei — ser — so — stan — top — ter — tor — tscha — ver — wei sind 17 Wörter zu bilden.

Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, den Namen der Zeitung der Gruppe der zeitweilig in der DDR stationierten sowjetischen Streitkräfte.

1. Dienstgrad in der Sowjetarmee, 2. dem Auge zugewandte Linse in opt. Geräten, 3. deutscher sozial. Schriftsteller (1890—1953), 4. Strom in Sibirien, 5. Tellstrecke, 6. sowj. Volksheld, Partisan (1887—1919), 7. gesetzliche Norm in der DDR, 8. Teil des Schießstandes, 9. Seeoffizier, 10. Sportart, 11. Vereinigung mehrerer Maschinen zu einem Satz, 12. Waffe des Altertums und Mittelalters, 13. Winkelmeßgerät, 14. Truppenübung, 15. Nichtleiter, 16. Planet, 17. Maßeinheit der elektr. Stromstärke.

SCHACHAUFGABE



Matt in drei Zügen

AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 21 1965

FULLRÄTSEL: 1. Weinert, 2. Picasso, 3. Dresden, 4. Brigade, 5. Granate, 6. Mehring, 7. Piccard „Wiegand".

BUCHSTABENSTREICHEN: „Der Kampf für den Sieg des Sozialismus ist der höchste Ausdruck des Humanismus."

KREUZWORTRÄTSEL: Waagerecht: 1. Parameter, 7. Tschkalow, 11. Erato, 12. Propeller, 16. Kosmodrom, 21. Rebe, 22. Lid, 24. Eis, 25. Meru, 26. Tonne, 27. Akku, 28. Mole, 30. Senil, 31. Note, 32. Olpe, 33. Sue, 35. Balas, 38. Rue, 40. Amur, 41. Adam, 43. Indien, 44. Engel, 45. Trense, 46. Ares, 48. TASS, 50. Aal, 52. Trafo, 55. Leu, 57. Inch, 59. Kali, 60. Tolle, 62. Kama, 64. Eger, 66. Maris, 68. Eibe, 70. Hel, 71. Ill, 72. Peru, 73. Reglement, 76. Iljuschin, 78. Etage, 79. Generator, 80. Diskothek.
Senkrecht: 2. Ahr, 3. Alpen, 4. Erle, 5. Rerik, 6. Wal, 7. Tokio, 8. Hamm, 9. André, 10. Ono, 12. Potentiometer, 13. Ornis, 14. Ebene, 15. Elke, 17. Oslo, 18. Oeser, 19. Runge, 20. Militärwesen, 23. Duma, 24. Emma, 27. Atom, 29. Elba, 34. Unita, 35. Brest, 36. Legia, 37. Salto, 39. Ulema, 40. Ana, 42. MTS, 47. Reck, 49. Star, 50. Alleg, 51. Liebe, 53. Real, 54. Frei, 55. Limes, 56. Unruh, 58. Hahn, 59. Keil, 61. Lille, 63. Meter, 65. Glied, 67. Arche, 69. Emba, 72. Puck, 74. Ehe, 75. Pak, 77. Ise.

KREUZWORTRÄTSEL ZUM SELBSTBAUEN. Waagerecht: Schur — Silur — Hilfe — Rente — Lessing — Ebene — Egeln — Kreta — Adler — Melodie — Start — Anton — Euler — Adele.
Senkrecht: Sahne — Halle — Riese — Serie — Lunge — Rhein — Fenster — Engadin — Kreta — Email — Alter — Adana — Lette — Runge.

SILBENRÄTSEL: 1. Honved, 2. Oberst, 3. Clausewitz, 4. Helling, 5. Florin, 6. Relais, 7. Elektronik, 8. Quartett, 9. Uhlig, 10. Emitter, 11. Niemann, 12. Ziolkowski, 13. Tupolew, 14. Erdsporn, 15. Chemie, 16. Hangar, 17. Neuron, 18. Ibsen, 19. Kybernetik — Hochfrequenztechnik.

SCHACHAUFGABE: Der feine Schlüssel 1. Kd6! droht 2. Db7 matt und erzeugt die analogen Kreuzschachabspiele 1. . . . Tg6+; 2. Le6 matt und 1. . . . Td3+; 2. Ld5 matt. Hübsche Nebenvarianten: 1. . . . Kg6; 2. Lc2 matt und 1. . . . Kb4; 2. K:c6 matt.

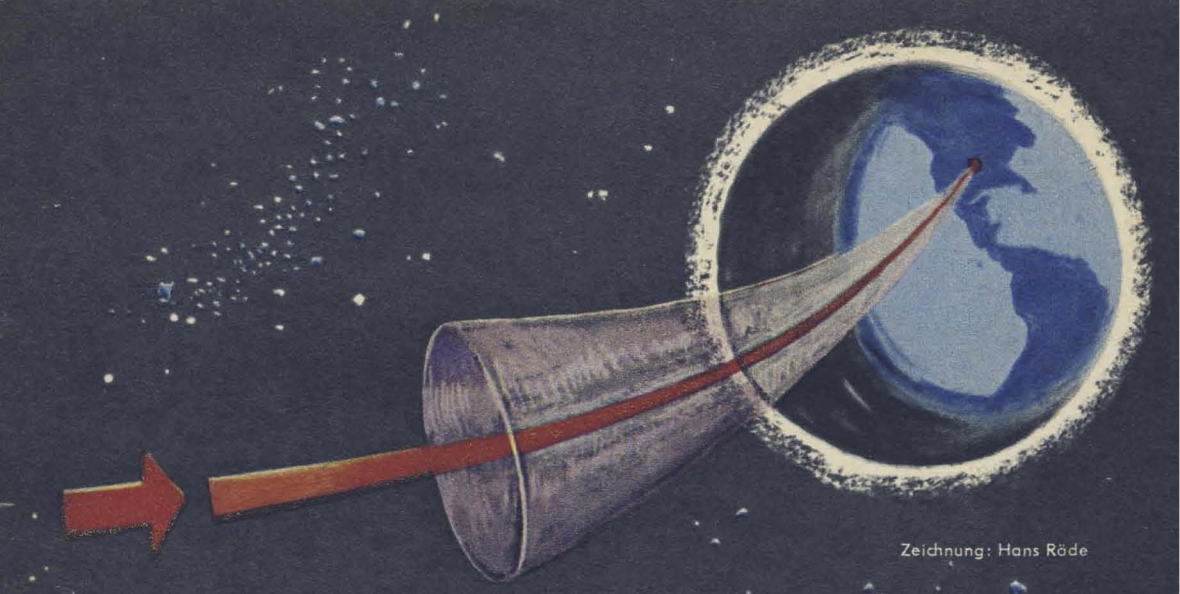
Rückweg durch die Hölle?

Von HEINZ MIELKE, Vizepräsident der Deutschen Astronautischen Gesellschaft

Langsam nähert sich die von der Mondoberfläche zurückkehrende Landeeinheit des Mondflugsystems dem in einer „Wartebahn" den Mond umkreisenden Rückkehrgerät, um das bevorstehende Annäherungs- und Verbindungsmanöver zwischen den beiden Raumflugkörpern auszuführen. Nach einigen aufregenden Minuten ist das komplizierte Rendezvous in der Mondumlaufbahn abgeschlossen, und die Kosmonauten aus dem Landungsgerät können über eine Luftschleuse in die Kommandokapsel umsteigen. Das jetzt nutzlos gewordene Landungsgerät wird abgetrennt. Nachdem das Rückkehrprogramm nochmals überprüft wurde, wird zum vorausberechneten Zeitpunkt das Antriebssystem der Rückflugeinheit in Betrieb gesetzt.

Von Sekunde zu Sekunde steigert sich die Geschwindigkeit, bis sie schließlich den für den Rückflug zur Erde erforderlichen Wert erreicht hat. Jetzt wird auch der Antriebsteil abgetrennt. Ohne weitere entscheidende Korrekturmöglichkeiten rast nur noch die Drei-Mann-Kapsel mit zunehmender Geschwindigkeit der Erde entgegen. Ohne jedes Zwischenmanöver soll sie mit annähernd 40 000 km/h in die Erdatmosphäre hineinschießen und dort, nach alleiniger Abbremsung durch den Luftwiderstand, unmittelbar in die Abstiegsbahn übergehen. Dieses mehr als gewagte Rückkehrverfahren stellt ungewöhnlich hohe Anforderungen an die Genauigkeit, mit der der sogenannte Eintrittskorridor anzufliegen ist. Nur einige Dutzend Kilometer Durchmesser besitzt dieser enge Schlauch, in dessen Bereich die Kapsel unbedingt in die Erdatmosphäre eintauchen muß. Er verläuft annähernd tangential zur Erdoberfläche. Tritt die Raumkapsel flacher als es dem „Korridor" entspricht in die Erdatmosphäre ein, kommt es zu keiner ausreichend wirksamen Abbremsung. Der Raumflugkörper würde bestenfalls in eine mehr oder weniger langgestreckte Erdumlaufellipse einbiegen, die den Astronauten, aus Mangel an weiteren Antriebsmitteln, kaum noch eine Chance der Rückkehr zur Erdoberfläche läßt. Tritt dagegen die Kapsel steiler als es der Eintrittskorridor vorschreibt in die Erdatmosphäre ein, erreicht die aerodynamische Aufheizung geradezu höllische Temperaturen. Für das Gerät und seine Insassen hat das zweifellos den unabänderlichen Weg der Vernichtung zur Folge. Schon bei ganz präzisem Anflug auf den Eintrittskorridor ist mit Aufheizungstemperaturen von etwa 11 000 °C am Hitzeschild der Rückkehrkapsel zu rechnen. Das entspricht fast dem Doppelten der Temperatur der Sonnenoberfläche (etwa 6000 °C). Selbst dann bleibt das Eintauchmanöver für die Männer in der Raumkapsel noch immer ein riskanter Weg durch das Vorzimmer der Hölle.

Ob die Rückkehr eines bemannten Raumflugkörpers vom Mond zur Erde unbedingt ein solches Hazardspiel einschließen soll, ist vom Standpunkt wissenschaftlichen Verantwortungsbewußtseins zu verneinen. Das Risiko bemannter Mondflüge ist schon aus zahllosen anderen Gründen groß genug. Jedenfalls sehen aber amerikanische Raumfahrtspezialisten zur Zeit die Rückkehr ihrer Drei-Mann-Kapsel des „Apollo"-Projekts unter diesem Aspekt. Der Grund für diese gewagte Konzeption ist mehr als fragwürdig. Er liegt in dem Bestreben, unbedingt der in der Raumflugtechnik führenden Sowjetunion wenigstens beim ersten bemannten Mondflug zuvorkommen zu wollen. Um dies zu erreichen, soll mit einem einzigen Trägerstart („Saturn-V"-Rakete) ein einzelner Raumflugkörper zum Mond und wieder zur Erde zurück gebracht werden. Bei dessen Auslegung wird aber schon durch die vorangegangenen Flugmanöver (Ab-



Zeichnung: Hans Räde

stieg des Landungsteiles aus einer Mondsatellitenbahn, Rendezvous mit Kommandoteil nach Wiederaufstieg) die Nutzmassekapazität so restlos ausgeschöpft, daß für den Anflug auf die Erde keine Antriebsreserven für die Abbremsung der gewaltig anwachsenden Geschwindigkeit verbleiben. Leben oder Tod der drei Astronauten hängen somit zuletzt nur noch von der Steuerungsgenauigkeit beim Abflugmanöver aus Mondnähe ab.

Dabei sind durchaus schon die Wege bekannt, auf denen man das Risiko bei bemannten Mondflügen so klein als möglich halten kann. Dazu gehört jedoch Zeit, Zeit und nochmals Zeit, um die notwendigen Hilfsmittel zu entwickeln und zu erproben. Bleiben wir beim Problem der Rückkehr. Zweifellos ergeben sich völlig andere Perspektiven, wenn man so umfassend mit Antriebsmitteln ausgerüstete Raumflugkörper zum Mond bringen könnte, daß auch noch für die Rückkehr zur Erde ausreichende Antriebsreserven vorhanden sind. Dann wäre es immerhin möglich, zunächst mit Hilfe eines Bremsmanövers das rückkehrende Raumschiff in eine erdnahe Satellitenbahn einfliegen zu lassen. Das Resultat wäre einerseits eine abgestufte Verminderung der Fluggeschwindigkeit und andererseits eine genauer kontrollierbare Vorbereitung des eigentlichen Abstiegs zur Erdoberfläche.

Über mögliche technische Varianten eines solchen Rückkehrverfahrens soll zu einem späteren Zeitpunkt noch berichtet werden. Wichtig bleibt jedoch die Feststellung, daß nur ein insgesamt sehr vollkommenes Mondflugsystem die Voraussetzungen bieten kann, um die daran beteiligten Menschen mit optimaler Sicherheit wieder wohlbehalten zur Erde zurückzubringen. So könnte man beispielsweise von zwei Wegen ausgehen. Der erste würde darin bestehen, schon das von der Erde abfliegende Mondraumschiff so umfangreich auszulegen, daß vor allem auch genügend Antriebsreserven für alle Flugmanöver am Mond und zur Rückkehr in eine Erdsatellitenbahn mit anschließendem Abstieg vorhanden sind. Weil zum Start eines so gewaltigen Raumflugkörpers ab Erdoberfläche eine einzige Trägerrakete nicht mehr ausreicht, wird mit Hilfe der Rendezvoustechnik das Mondflugsystem zunächst in einer erdnahen Satellitenbahn aus mehreren Trägernutzmassen zusammengefügt. Dieses Verfahren bietet wahrscheinlich die größte Zuverlässigkeit.

Der zweite Weg wäre in gewisser Hinsicht eine Variante des ersten, wobei die Abwandlungsmöglichkeiten allerdings sehr weit gehen können. Um das eigentliche Mondflugsystem nicht allzu umfangreich werden zu lassen, wie es bei sofortiger Mitnahme aller Antriebsmittel durchaus der Fall wäre, könnte man zuvor auf dem Mond am vorgesehenen Landeort durch unbemannte Transport-Raumflugkörper wenigstens einen Teil der für den Rückflug zur Erde erforderlichen Hilfsmittel „deponieren". Ein solches Verfahren setzt allerdings einen außerordentlich hohen Entwicklungsstand der Fernsteuerungstechnik voraus. Die Schwierigkeiten sind hier besonders groß, solange noch keine funktechnischen oder sonstigen Navigations- und Leithilfen auf dem Mond selbst existieren. Nach dem Aufbau einer festen, bemannten Mondstation gäbe es jedoch in dieser Hinsicht beste Möglichkeiten, und das Prinzip des „Transporter"-Zubringerverkehrs wird damit zweifellos zum tragenden Element aller weiteren Mondflüge werden.

Rückflugvariante nach amerikanischen Ansichten: Wartebahn um den Mond; Abtrennen des Antriebteils; Raumkapsel und Einflugkorridor.

ARMEE Rundschau

HEFT 3
MÄRZ 1965
PREIS MDN 1,–

2 Zwischen Wecken und Zapfenstreich
4 Postsack
9 Wie der Herr, so's Gescherr
13 Rivalen am Geschütz
18 Spatz Schlaukopf
21 Es begann mit einem „Waldkampf"
24 Militärtechnische Umschau
26 Stube neunzehn und der General
30 1000,– MDN-Preisausschreiben
32 Der zitronengelbe Korken
38 DDR – unser Vaterland
41 Übung macht den Meister
43 „Alles in ... (west)deutsche Hand!"
47 Hanno Huhles Wellen(lust)spiel
50 AR-Cocktail
54 Die aktuelle Umfrage
58 Rallye des harten Kurses
61 Einkauf auf See
64 Der Nachtmarsch
70 Bei Adi in Studio II
76 Mischmasch
78 Vaterland oder Tod
82 Minenleger sind nicht immer Schiffe
85 Menschen an der Küste
92 Rückweg durch die Hölle?

„Armee-Rundschau", Magazin des Soldaten · Chefredakteur: Oberstleutnant Manfred Berghold · Anschrift der Redaktion: 1018 Berlin, Postschließfach 7986, Telefon: 53 07 61 · Auslandskorrespondenten: Oberst Alexander Fedorowitsch Malkow, Moskau; Oberst Nikolai Petrowitsch Korolkow, Moskau; Major Jiří Blecha, Prag; Major Janusz Szymański, Warschau; Major Lasar Georgiev, Sofia; Hauptmann László Serfőző, Budapest · Liz.-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Herausgeber: Deutscher Militärverlag, 1018 Berlin, Postschließfach 6943 · Erscheint monatlich · Bestellungen bei der Deutschen Post · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen übernehmen wir keine Gewähr · Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG WERBUNG BERLIN, 102 Berlin, Rosenthaler Straße 28–31, und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen in den Bezirken der DDR · Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 · Druck: Druckhaus Einheit Leipzig III/18/211 · Gestaltung: Horst Scheffler.

Redaktionsschluß dieses Heftes: 19. Januar 1965

Fotos: Gebauer (22) Titel, S. 3, 13, 14, 15, 16, 17, 21, 22, 23, 56, 61, 62, 63, 82, 83, 84, 89; Stege (1) S. 8; Archiv (6) S. 25, 68, 74, 75; Privat (3) S. 26, 27, 29; Möllendorf (1) S. 28; Wlocka (1) S. 39; „Zapisnik" (6) S. 40, 41, 42; Hirschfeld (6) S. 47, 48, 49; Progress (1) S. 50; Bach (1) S. 52; Ješátko (1) S. 67; Weiß (4) S. 70, 71, 72, 73; Deutscher Fernsehfunk (1) S. 73; Klöppel (1) S. 75; Müller (4) S. 85, 86, 87; Merten (1) Rücktitel.

TITELBILD: Motorisierter Grenzposten der NVA

Besondere Kennzeichen: Keine. – – – Keine? Doch, Wandlungsfähigkeit. Indessen, diese Eigenschaft kann natürlich kein Personalausweis vermerken. Auch nicht bei der dunkeläugigen Schauspielerin Jutta Klöppel.

Einst war sie jahrelang Tänzerin des Ballettcorps vom Berliner Friedrichstadt-Palast; seit nunmehr drei Jahren versucht sie sich in einem anderen theatralischen Metier – der Schauspielerei. Nach einer zweijährigen Ausbildung legte sie 1962 ihr Bühnenreife-Examen ab. Ergebnis: Staatlich geprüfte Schauspielerin.

Allerdings, das Diplom in der Tasche, kann noch nicht das Ende des Lernens bedeuten. „Im Gegenteil", sagt die reizende Darstellerin, „wie ein Geigenvirtuose ständig auf seinem Instrument übt, so muß auch ein junger Schauspieler

STAR-Palette

Jutta Klöppel

sich Tag für Tag erproben." Es ist also kein Wunder, wenn man Jutta Klöppel in ihrer freien Zeit immer wieder beim Studium antrifft.

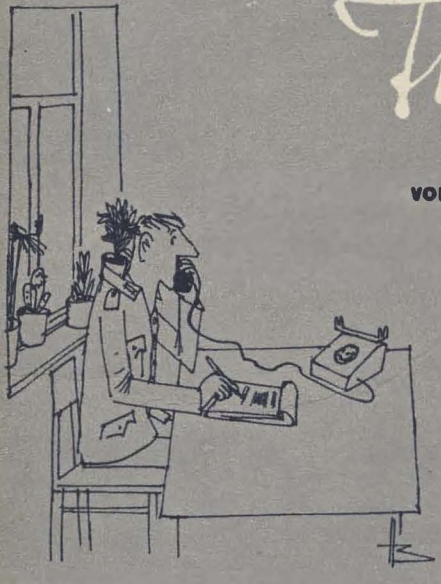
In einer ganzen Reihe interessanter Fernsehinszenierungen hat sie bereits mitgewirkt. So in dem zweiteiligen Krimi „Doppelt oder nichts" als französische Millionärstochter Madelaine oder in „Aktion: Koh-i-noor", in der sie die mysteriöse Unterwelttänzerin Kat spielte. Bereits in vier derartigen Inszenierungen hatte sie finstere Figuren zu mimen. Aber auch heitere Stoffe fehlten nicht. So z. B. eine Fülle musikalischer Televisionssendungen wie „Ausgerechnet Operette" und „Der arme Jonathan". Eine neue bemerkenswerte Richtung, die die Künstlerin einzuschlagen beabsichtigt, (unter uns gesagt, es ist ihr geheimster Wunsch), deutete sich unter Ralf J. Böttners Regie in dem nach Balzac-Motiven gestalteten Fernsehspiel „Das Geld der Restauds" an. Eine zwar winzige, aber für sie ungewöhnliche Interpretation: ernst und verhärmt, finster und schlampig. Es wäre ihr zu wünschen, wenn sie sich im Charakterfach weiterentwickelte, um auf diesem Gebiet bald weitere Aufgaben zu erhalten. Toi, toi, toi!

Martina Merten

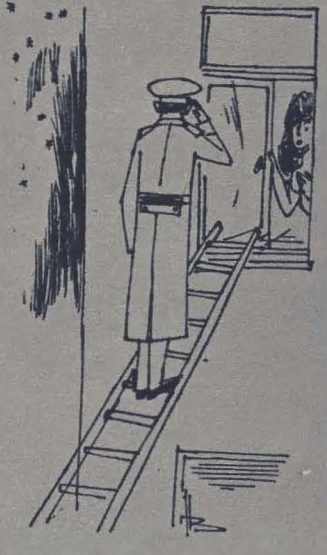
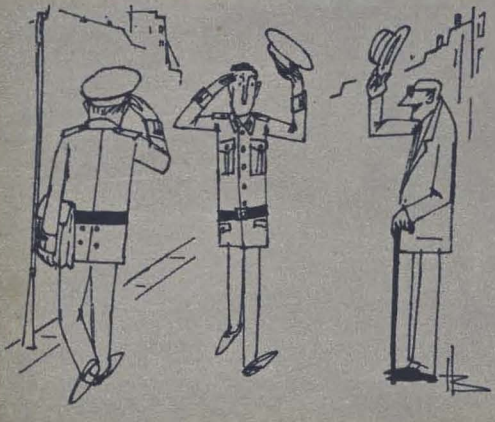
„Und die Wärmflasche hab' ich extra mit Tarnanstrich versehen."

Dicke Tüppen

vorgestellt
von
Henry Büttner



Stabstarnung



Auf Urlaub